

Fahrbuch
vom Thuner- und
Brienzersee
1948

Fahrbuch vom Thuner- und Brienzersee 1948

Herausgegeben vom Uferschutzverband
Thuner- und Brienzersee in Interlaken

Selbstverlag des Uferschutzverbandes

Verantwortlich für die Zusammenstellung
Dr. Hans Spreng

1 9 4 8

BUCH- UND KUNSTDRUCKEREI OTTO SCHLAEFLI AG. INTERLAKEN

Vorstand

Präsident: Spreng Dr. H., Sekundarlehrer, Interlaken-Unterseen
(Vertreter des Heimatschutzes)

Vize-Präsident: Mühlemann A., Gemeindepräsident, Interlaken

Dasen E., Forstmeister, Spiez (Vertreter des Staates)

Egger M., Kantonsbaumeister, Bern (Vertreter des Staates)

Freiburghaus E., Bankbeamter, Hilterfingen

Grossmann P., Techniker, Brienzi

Hartmann M. R., Direktor, Beatushöhlen (Vertreter des Verkehrs)

Huber E., Kunstmaler, Ringgenberg

Itten H., Abteilungsvorstand SBB, Bern, Mittelstrasse 43

Präsident der Naturschutzkommission des Kantons Bern
(Vertreter des Naturschutzes)

Kasser W., Schulinspektor, Spiez

Lehner F., Grossrat, Thun

Michel O., Gemeinderatspräsident, Bönigen

Müller Dr. W., a. Seminarlehrer, Thun

(Vertreter der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft Thun)

Schiffmann E., Geschäftsführer, Sigriswil

Schweizer E., dipl. Arch., Thun (Vertreter des Heimatschutzes)

Walther R., Oberingenieur, Thun (Vertreter des Staates)

Zürcher F., Hotelier, Bönigen

Protokollführer:

Bettler Dr. W., Fürsprecher und Notar, Interlaken

Rechnungsführer:

Bärtschi W., Prokurist, Kantonalbank, Interlaken

Rechnungsrevisoren:

Alder G., Chefinspektor der Kantonalbank von Bern,
Bern, Luternauweg 12

Krebs W., Kaufmann, Thun

Regez R., Kaufmann, Spiez (Ersatzmann)

Bauberatung:*

Schweizer E., dipl. Arch., Thun

* In Baufragen wende man sich direkt an diese Stelle.

Jahresbericht 1948

Wiederholt durften wir vom erfreulichen Mitgliederzuwachs berichten; ebenso oft konnten wir feststellen, dass unsere Generalversammlungen von Jahr zu Jahr stärker besucht werden. So erschienen auch am 31. Januar 1948 unsere Freunde sehr zahlreich zur ordentlichen Jahrestagung im «Oberlandhuus» in Unterseen. Die üblichen Traktanden der Geschäftsliste waren rasch erledigt und gaben zu keinen besonderen Diskussionen Anlass. Herr Gemeindepräsident Thomann aus Spiez dankte dem Vorstande für seine Arbeit und wies dann vor allem auch auf die Bedeutung der Bauberatungsstelle hin, die den Gemeinden seit Jahren wertvolle Dienste leiste.

Unter «Verschiedenes» kam das Schicksal der grossen Landsitze am Thunersee und die Kehrichtablagerungen an den Seen zur Sprache; wir werden weiter hinten über die beiden Fragen noch zu reden haben.

Die Versammlung hörte alsdann ein sehr interessantes Referat von Herrn Nationalrat Grimm, Direktor der BLS, über die Neuordnung der Schifffahrt auf dem Thuner- und Brienersee. Wir sind in der glücklichen Lage, die Arbeit im Anhang auszugsweise zu veröffentlichen.

Unser Jahrbuch

Wir wissen es ja schon längst, dass unser Jahrbuch (so bescheiden es sein mag), zahlenmässig nicht rentiert; wir wissen aber auch, dass es eben Werte gibt, die sich nicht mit Zahlen messen lassen. Dankbar nahmen wir jeweilen Kenntnis von den begeisterten Zuschriften über unsere Publikation; wir freuten uns ebenfalls, wenn Leute vom Verkehrswesen uns wissen liessen, dass unserer Schrift für die Kultur- und Fremdenwerbung grosse Bedeutung zukomme. Es war für uns auch eine grosse Genugtuung zu sehen, dass die Buchhandlung Francke in Bern, anlässlich der Jahrhundertfeier des Bundesstaates, in einer Sonderschau wertvoller Heimatliteratur unser Jahrbuch 1947 mit dem schönen Titelbild vom

Giessbach ausstellte. Die ganze Jahrbuch-Frage hielten wir für derart wichtig, dass wir sie im vergangenen Jahre neuerdings im Vorstande von der grundsätzlichen Seite aus eingehend besprachen. Einstimmig pflichtete man einmal mehr der Auffassung bei, dass im Interesse unserer Bestrebungen wenn irgend möglich die Arbeit im bisherigen Rahmen weiter zu führen sei.

Naturschutzgebiet Neuhaus-Weissenau

Im Hinterlande unseres Naturschutzgebietes sind im Laufe der Kriegsjahre umfassende Meliorationsarbeiten durchgeführt worden. Es freut uns, sagen zu dürfen, dass alle Eingriffe für uns tragbar sind; dies gilt auch von den offenen Gräben, die durch unser Gebiet führen. Diese sollten nun nach den Vorschriften der Eidgenössischen und Kantonalen Subventionsbehörden in den Besitz der Flurgenossenschaft übergehen. Die Kantonale Forstdirektion hat mit uns aber die Auffassung, dass dies gar nicht nötig sei und auch nicht im Interesse des Naturschutzgebietes liege; die Burgergemeinde Unterseen besitzt laut Kaufvertrag vom 25. Juli 1942 bereits das Recht zur Erstellung von Entwässerungsgräben in unserer Uferzone. Diese Frage steht nun schon seit 2 Jahren in Diskussion.

Vor 5 Jahren kauften wir von der BLS hauptsächlich aus ornithologischen Gründen den Erlenwald zwischen der Ruine Weissenau und der Aare. Unsere Forstsachverständigen mussten nun aber feststellen, dass viele Bäume überaltert sind und deshalb gefällt werden müssen. Es kann dies geschehen, ohne dass unsere Interessen Schaden nehmen.

Das Schicksal der grossen Landsitze am rechten Thunerseeufer

In der langen Reihe unserer Generalversammlungen ist das Schicksal der grossen Landsitze am Thunersee immer und immer wieder in irgend einer Form zur Sprache gekommen. Das war im Berichtsjahre wiederum der Fall. Mit beredten Worten wurde unser Verband eingeladen, ein wachsames Auge auf die Chartreuse und auf die Hünegg zu halten, welche neuerdings in andere Hände übergehen sollen. Und wirklich ging die verstümmelte Chartreuse am 20. April 1948 anlässlich einer betriebsamtlichen Steigerung an eine Genfer Firma über; ob nun beabsichtigt ist, das Bauwerk gänzlich abzutragen, entzieht sich unserer Kennt-

nis. Die eingeleiteten Verkaufsverhandlungen bei der Hünegg zerschlugen sich. — Wir liessen die Gemeindebehörden von Hilterfingen wissen, dass es in erster Linie ihre Sache sei, die erforderlichen Massnahmen zum Landschaftsschutze anzuordnen; immerhin seien wir jederzeit gerne bereit, ihr mit Rat und Tat beizustehen. Zur Betreuung dieser wichtigen Angelegenheit haben wir einen kleinen Ausschuss unter dem Vorsitze unseres Vorstandsmitgliedes Ernst Freiburghaus bestellt.

Im Zuge der in Arbeit befindlichen Uferplanung sind auch Vorkehren getroffen worden, um uns bei der beabsichtigten Parzellierung der Lerow und des Beatusbades vor allzugrossen Überraschungen zu sichern. Der Zufall wollte es, dass an beiden Orten die Besitzer (bzw. Mitbesitzer) Architekten sind und diese haben nun in unserem Auftrage für die betreffenden Uferstücke Nutzungspläne auszuarbeiten.

Die Staatsbehörden vollbringen eine grosse landschaftsschützerische Tat

Im letzten Jahresberichte sagten wir, es sei möglich, dass die sog. Wichterheer-Besitzung in Oberhofen von der Familie von Mandach zur Parzellierung verkauft werde. Es musste also befürchtet werden, dass dem stolzen Landsitze das gleiche Schicksal widerfahre, wie der Bächimatte. Die Behörden von Oberhofen waren aber alarmbereit und trafen unverzüglich alle Massnahmen, um der Gefahr zu begegnen. In einer Konferenz mit unserem Verbande beschloss man, die Berner Regierung für die Liegenschaft zu interessieren. Dort fanden wir grosses Verständnis für unser Anliegen und zu Beginn des Berichtsjahres ging die Wichterheer-Besitzung an den Staat über.

Der Gemeinde Oberhofen ist ein namhafter Beitrag an die Kaufskosten zugemutet worden; unser Verband übernahm dann unter folgenden Bedingungen die Hälfte der Summe:

1. Ein breiter Uferstreifen muss für alle Zeiten für die Öffentlichkeit frei sein.
2. Der Baumbestand ist zu erhalten.
3. Bei baulichen Veränderungen ist dem Uferschutzverband ein Mitspracherecht einzuräumen.
4. Die Gemeinde Oberhofen hat den von unseren Organen ausgearbeiteten Bauzonenplan und das dazu gehörende Baureglement anzunehmen und in Kraft setzen zu lassen.

Mit diesem Ankaufe haben unsere Staatsbehörden wieder einmal mehr bewiesen, dass sie keine Opfer scheuen, wenn es darum geht, das gefährdete Antlitz der Heimat zu schützen. Wir danken sehr.

Wir haben aber auch den Behörden von Oberhofen für ihre Aufgeschlossenheit zu danken. Dort hat man an dem traurigen Schicksal der ehemals so reizvollen Bächimatt in Hilterfingen etwas gelernt. Wenn man bedenkt, dass der Siedlungsraum in Oberhofen sehr knapp ist, so erscheint einem diese Haltung um so lobenswerter.

Planungsfragen

Vor 4 Jahren beschloss unser Verband, die von der Baudirektion des Kantons Bern begonnene Uferplanung fortzusetzen und zu Ende zu führen. Es wurden uns hiefür von Bund und Kanton Subventionen zugesichert. Trotz all unseren Anstrengungen gehen die Arbeiten nur langsam vorwärts, weil die Behörden überall mit dringlichen Arbeiten überlastet sind und weil die ganze Planungsidee noch nicht vom Volke getragen wird. Wir werden uns aber nicht entmutigen lassen und unsere Bemühungen verdoppeln, damit dieser wichtige Teil unserer Bestrebungen in nicht allzuferner Zeit abgeschlossen werden kann. Sicherlich dürfen wir hier auf die tatkräftige Unterstützung der Regionalplanungsgruppe Bern zählen, die sich sehr um unsere Tätigkeit interessiert.

Öffentliche Plätze an den Ufern

Es war von jeher ein grosses Anliegen für uns, dahin zu wirken, dass die Öffentlichkeit vermehrten Zutritt zum Ufer erhält. Längst schon planten wir die Erstellung besonderer Ruheplätze unmittelbar an den Seen. Nun sind wir in der Lage, ein schönes Projekt vorzulegen; es betrifft dies eine Anlage beim Gelben Brunnen zwischen dem Neuhaus und Sundlaunen. Die Pläne sind von den H. H. Schweizer, dipl. Architekt, und Bettchen, Oberwegmeister, ausgearbeitet worden. In der Annahme staatlicher Mithilfe empfiehlt der Vorstand der Generalversammlung die Ausführung des Vorhabens.

Zudem hat unser Vorstand in seiner Sitzung vom 9. Oktober 1948 beschlossen, unsere Bausachverständigen zu beauftragen, generelle Projekte zu schaffen für öffentliche Plätze in Faulensee, in Bönigen und

Oberried. Ferner bestätigte man neuerdings der Gemeinde Niederried unsere Bereitwilligkeit, bei dem Erwerb einer Uferparzelle tatkräftig mitzuwirken.

Die Frage der Kehrlichtbeseitigung

Im letzten Jahre haben wir eingehend über unsere Vorgehen in der Frage der Neuordnung der Kehrlichtbeseitigung berichtet. Am 2. Dezember 1947 forderte unser Kreisoberingenieur die Ufergemeinden auf, mitzuteilen, welche Massnahmen, gestützt auf unsere Vorschläge nunmehr getroffen worden sind. — Es ist sehr aufschlussreich, die Schreiben der 12 Gemeinden, welche geantwortet haben, zu durchgehen. Wir können dabei feststellen, dass man jetzt an den meisten Orten weiss, dass dieser wichtigen Angelegenheit künftighin grössere Aufmerksamkeit zu schenken ist, als früher. Gleichzeitig müssen wir aber einsehen, dass es sehr lange gehen wird, bis wir auf diesem Tätigkeitsgebiete von eigentlichen Erfolgen sprechen dürfen.

Voraussichtlich werden wir im kommenden Jahre unseren Spezialisten, Herrn E. Peter, Ingenieur, Zürich, einladen, überall Nachschau zu halten und zu kontrollieren, inwieweit seinen Verbesserungsvorschlägen nachgelebt wurde.

Auf alle Fälle erachten wir es als unsere Pflicht, mit aller Kraft dahin zu wirken, dass diese Aktion nicht im Sande verläuft.

Der Thunersee als Maikäfer-Grab

Früher lebten wir im Glauben, dass wir Jahr für Jahr die gleichen Sorgen hätten, die uns bedrängen. Nun sind wir aber anders belehrt worden. In den Monaten Mai, Juni und Juli des Maikäfer-Flugjahres 1948 mussten nämlich am oberen Thunerseeufer vom Gelben Brunnen bis zur Weissenau überaus grosse Mengen toter Maikäfer festgestellt werden. Nachforschungen haben ergeben, dass Gemeinden, z. T. auch solche im Kandertal, die pflichtmässig abgelieferten Tiere kurzerhand ins Wasser warfen. Einmal an das Ufer geschwemmt, gingen sie dann unter dem Einfluss der brennenden Sonne in Verwesung über. Der Geruch war zeitweise derart lästig, dass der Aufenthalt am Ufer und vor allem auch das Baden beinahe unmöglich wurde.

Wir erachteten es als unsere Pflicht, die Kantonale Forstdirektion, als Hüterin der Fischereiinteressen, auf den bedenklichen Misstand aufmerksam zu machen.

Noch kein Entscheid in der Uebeschisee-Schiessplatzfrage

Die vielseitigen Einsprachen der beteiligten Gemeinden, des Heimat-, Natur- und Uferschutzes hatten zur Folge, dass auch die Kantonale Landwirtschafts- und Forstdirektion, sowie die Erziehungsdirektion, beim Eidgenössischen Militärdepartement in der Frage des Uebeschisees vorstellig wurden. Daraufhin entschloss sich Herr Bundesrat Kobelt doch, die Eidgenössische Natur- und Heimatschutzkommission mit der Abgabe eines Gutachtens zu betrauen. Dieses wurde auf Grund eines am 2. Juli stattgehabten Augenscheines durch die Herren Professor *Dr. Huber* und Fürsprecher *P. Keller* verfasst und eingereicht. Es spricht sich entschieden für die Schonung des Sees aus. Fast gleichzeitig haben die durch das Schiessplatzprojekt bedrohten Gemeinden ihrerseits noch bei unserer Regierung um Hilfe nachgesucht. In einem Schreiben vom 17. August an den Bundesrat legte der Regierungsrat des Kantons Bern diesem die vielfältigen, nachteiligen Folgen der geplanten Schiessanlage für die Bewohner der Gemeinden Uebeschi, Amsoldingen, Höfen und Tierachern dar, mit dem Ersuchen, von der Enteignung des Uebeschisees abzusehen. Ein Entscheid steht bis heute noch aus, so dass wir weiterhin die Hoffnung hegen können, das Zwillingspaar der Moränenseen werde, dank des einhelligen Zusammenwirkens so vielseitiger Kräfte im bisherigen Zustande erhalten bleiben.

Unser Giessbach

Der letzte Jahresbericht enthielt eine ausführliche Darstellung unseres Kampfes um die uneingeschränkte Erhaltung der Giessbachfälle. Am Schlusse konnten wir aber noch melden, dass sich eine Wendung zum Guten anbahne, indem uns der neue Besitzer der Giessbach-Liegenschaft, Herr F. Frey-Fürst vom Bürgenstock-Unternehmen, wissen liess, dass er bereit sei, im Verein mit den Natur- und Heimatschutzverbänden für die «unveränderte Erhaltung der Giessbachfälle, dieser Naturwunder von Weltbedeutung» einzustehen. Unter der Führung unseres Vorstandsmit-

gliedes Herrn H. Itten, Präsident der Naturschutzkommission des Kantons Bern, sind im Laufe des vergangenen Jahres die Arbeiten für die dauernde Unterschutzstellung der Fälle an die Hand genommen worden und stehen unmittelbar vor ihrem Abschluss.

Die linksufrige Brienzerseestrasse

Seit Jahrzehnten war es bei den Politikern der Brienzerseegegend Brauch, unmittelbar vor den Grossratswahlen die Frage einer linksufrigen Brienzerseestrasse zur Sprache zu bringen. Nach den Wahlen aber, wenn die Mannen vom Volke neu gesalbt waren, hörte man dann jeweilen nichts mehr von dem Projekte. Im letzten Jahre hingegen — unabhängig von bevorstehenden Wahlen — sprach man ganz ernsthaft über die Angelegenheit, so dass sich unser Ausschuss für Naturschutzfragen veranlasst sah, wieder einmal die Frage zu erörtern. Dabei wurde festgestellt, dass die frühere grundsätzliche Opposition aufgegeben werden müsse, da die sprunghafte Zunahme des Verkehrs auf dem rechten Brienzersee-Ufer gebieterisch der linksseitigen Strasse rufe. Jetzt gehe es darum, möglichst frühzeitig die Wünsche des Landschaftsschutzes anzumelden. Allgemein pflichtete man der Auffassung bei, dass die obere Linienführung von unserem Standpunkte aus vorzuziehen sei. Zudem wurde dem Wunsche Ausdruck gegeben, unser Oberingenieur Walther möchte auch hier — wie seinerzeit beim Susten — bei der Trassé-Festlegung ein entscheidendes Wort mitreden.

Burgruine Ringgenberg

Auf Anregung des Herrn Christian Frutiger, Architekt in Küsnacht-Zürich, eines gebürtigen Ringgenbergers, und mit Unterstützung des Schweizerischen Burgenvereins sind im Laufe der letzten Jahre an dieser Ruine einige dringende Konsolidierungsarbeiten vorgenommen worden. Im vergangenen Sommer gelangte man nun auch an uns und wünschte die finanzielle Mitwirkung. Auf unsere Veranlassung hin erstellte der Initiant ein vollständiges Arbeitsprogramm mit Kostenberechnung und Finanzierungsvorschlag. Unsere Fachleute unterzogen die ganze Frage, vorab die sorgfältigen Pläne, einer gründlichen Prüfung. Daraufhin beschloss unser Vorstand, die Hälfte der errechneten Bau-

kosten zu tragen. Wir durften dies tun, weil es hier darum geht, ein bestimmendes Baudenkmal in der unteren Brienzerseegegend vor dem weiteren Zerfall zu bewahren. Der opferwillige Architekt Frutiger und seine Berater bürgen uns dafür, dass die interessante Anlage durch die Sicherungsarbeiten den Ruinencharakter nicht verliert.

Bauaufsicht und Bauberatung

Wir entnehmen aus dem Tätigkeitsberichte unseres Bauberaters, E. Schweizer, Arch. S. I. A., Thun, das Folgende:

Schriftliche Gutachten	30
Baueinsprachen	5 (alle erfolgreich)
Gegenvorschläge zu eingereichten Projekten	8

Es darf mit Freude festgestellt werden, dass der Bauberater bei sämtlichen Gemeindebehörden, die er für seine oft schwierigen Fragen in Anspruch nehmen musste, volles Verständnis fand.

An der Untern Bahnhofstrasse in Spiez konnte ein Projekt so umgestaltet werden, dass der Bauherr aus Freude am Gegenvorschlag zum vorhandenen Projekt, spontan den Beitritt als Mitglied zum Uferschutzverband erklärte. Dieser Bauherr, ein schlichter Geschäftsmann, betrachtete unsere Beratung als Dienst an der Allgemeinheit und nicht als persönliche Einmischung in private Angelegenheiten. So sollte es eigentlich überall sein.

Erfolgreich gestaltete sich auch die Vermittlung des Bauberaters anlässlich einer Einsprache gegen einen Bootsscherm am unteren Thunersee. Durch das Zusammenführen zweier Nachbarn gelang es, eine gemeinsame, billige und gute Lösung für zwei Bootsscherme zu finden, die beide Teile nun befriedigt und freut.

Es darf mit Genugtuung vermerkt werden, dass die bisherigen Bemühungen des U. T. B. sich langsam doch durchzusetzen scheinen. Die Qualität der kontrollierten Bauprojekte bessert sich zusehends, dank der rastlosen Aufklärung und der steigenden Zahl guter Vorbilder. Das schlichte, bodenständige Bauen kostet gewöhnlich nicht mehr als das fremde.

Für eine ganz besonders schöne Aufgabe wurde die Beratung des U. T. B. für Bönigen in Anspruch genommen. Es galt, einen möglichst schönen Bauplatz für eine Kirche mit Pfarrhaus und Friedhof ausfindig

zu machen. Glücklicherweise fehlt es in Bönigen nicht an ideal zu bezeichnenden Plätzen. Leider wurde aber der Rat, die Kirche an die schönste Stelle des Dorfes mit Aussicht auf den Brienersee und das Bödeli zu stellen, aus unverständlichen Gründen abgelehnt. Der vom Kirchgemeinderat vorgeschlagene Bauplatz ist nicht falsch, aber auch nicht ideal. Sollten wir nicht gerade in unserer Zeit für diese Bauten nur die schönsten Baustellen auswählen, wie man es früher auch getan hat? Man vergleiche nur die kirchlichen Baustellen von Brienz, Ringgenberg, Spiez, Thun, Hilterfingen und andere! In dieser Hinsicht müssen wir noch etwas lernen!

Es bleibt uns noch übrig, allen Behörden und Privaten, die auch dieses Jahr die nicht ganz leichte Aufgabe des Bauberaters unterstützen halfen, den besten Dank auszusprechen. Sie dienen damit nicht nur der schönen Sache, sondern vor allem unserer lieben Heimat.

Uferschutz vor!

Jahraus, jahrein erhalten wir in der Presse, in Briefen, am Telefon und natürlich auch am Wirtshaustisch überaus viele Ratschläge, gute und andere. Grundsätzlich begrüßen wir es sehr, wenn sich weite Kreise mit unseren Problemen auseinandersetzen. Wiederholt haben wir schon den Wunsch geäußert, dass wir es gerne sähen, wenn wir überall Partisanen hätten, die uns ungerufen und zu jeder Zeit zu Hilfe eilen und uns auf drohende Gefahren aufmerksam machen.

Nun gibt es aber auch viele sogenannte Naturfreunde, die der Auffassung sind, unser Verband sei dazu da, um ihren selbstsüchtigen Interessen Handlangerdienste zu leisten. Ist zum Beispiel einer in der glücklichen Lage, ein Häuslein am See zu besitzen, so glaubt er, es sei nun unsere oberste Pflicht, dafür zu sorgen, dass ja kein anderer sich nebenan niederlasse. Er will nämlich der einzige Privilegierte sein, der sich an der strahlenden Schönheit der Seelandschaft erfreuen darf. Auch müssen wir oftmals feststellen, dass man eine Befehlsgewalt bei uns sucht, die wir gar nicht besitzen. Immer und immer wieder kommt man mit dem Anliegen zu uns, der Uferschutz müsse dies oder jenes verbieten, oder erlauben. Die Entscheide werden nicht bei uns gefällt, sondern bei den Gemeinde- und Staatsbehörden; unsere Aufgabe besteht einzig darin, als Landschaftsschutzanwälte aufzutreten.

Ein Wort an die Gemeinden

Als wir im Jahre 1933 den Uferschutzverband gründeten, war man nicht in allen Gemeinden über unsere Absichten begeistert. Da und dort zeigte man uns die kalte Schulter, weil man unerwünschte Einmischungen in interne Angelegenheiten befürchtete. Die Einstellung änderte sich ein wenig, als wir dank der uns zufallenden Seva-Erträge in der glücklichen Lage waren, Subventionen auszurichten. Man kam aber nur zu uns, wenn man Geld wollte. Dieser Zustand konnte uns natürlich in keiner Weise befriedigen. Wiederholt verhandelten wir mit den Gemeinden und boten ihnen unsere Dienste an, und schliesslich gelang es doch, ein gewisses Vertrauensverhältnis herzustellen. In dieser Sache wirkte der kürzlich verstorbene Herr Gemeinderatspräsident Thomann in Spiez in vorbildlicher Weise; er hat frühzeitig begonnen, unsere Bestrebungen tatkräftig zu fördern. Wenn eine Bausache, die das Uferbild beeinflusste, zu beurteilen war, hat seine Behörde nie einen Entscheid gefällt, ohne vorher unsere Meinung einzuholen. Wir möchten auch an dieser Stelle unserem dahingegangenen Freunde für seine Unterstützung den wärmsten Dank abstatten.

Bevor wir unseren kurzen Rechenschaftsbericht abschliessen, richten wir einmal mehr an die Verbandsgemeinden den warmen Appell, uns bei unseren Bemühungen ihren Beistand zu leihen oder besser gesagt, die von uns angebotene Hilfe entgegenzunehmen, denn sie sind ja in erster Linie zuständig für Beschlüsse in Baufragen. Die Zusammenarbeit wird um so erfolgreicher sein, je früher wir zu Rate gezogen werden.

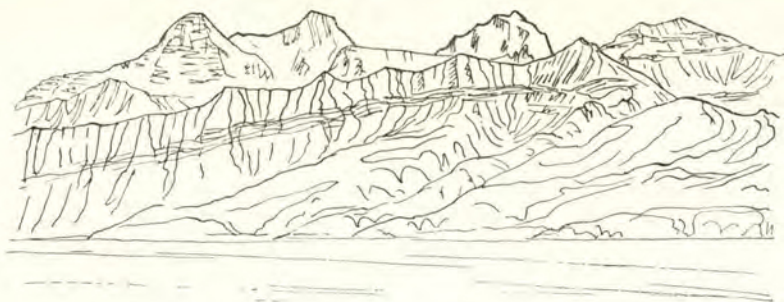
Wie wir schon wiederholt betont haben, geht es uns selbstverständlich nicht darum, die Gemeinden in ihrem Lebensraume zu beeinträchtigen, und es ist falsch, wenn immer wieder gesagt wird, dass unser Verband beabsichtige, aus den beiden Seezonen ein Museum zu machen. Unser vornehmstes Anliegen ist und bleibt es, einerseits all das, was die Ufer unserer Seen so schön und reizvoll macht, ehrfurchtsvoll zu erhalten und anderseits für eine harmonische Einordnung alles Neu-Entstehenden in unser wundervolles Landschaftsbild besorgt zu sein.

Für die Geschäftsleitung des Uferschutzverbandes
Thuner- und Brienzersee:
Spreng

Alfred Glaus, ein Maler der Alpen

Wer die Geschichte der abendländischen Malerei seit den Urzeiten aufzeichnen wollte, der würde durch alle älteren Epochen kaum auf eine eigentliche Darstellung der Landschaft in Form naturnachahmender, wirklichkeitsgetreuer Schilderung stossen. Und innerhalb der Landschaftsmalerei wiederum ist die Alpendarstellung ein Spätling. Das Motiv des Gebirgs, das uns heutige Menschen urtümlich und zeitlos berührt, hat also gerade die Menschen früherer, urtümlicherer Zeiten in der Kunst nicht beschäftigt. Die grosse Umwelt, die ewige Urwelt war ihnen nur Hintergrund für das Menschliche — vielleicht ein Hintergrund, den es aus instinktiver Scheu vor den bösen Naturgewalten zu meiden galt und an den man besser auch mit keiner bildlichen Darstellung rührte.

Selbst in der Historie der Schweizermalerei heisst es recht kategorisch grosse Zeiträume und berühmte Epochen überspringen, bis wir auf eigentliche, konsequente Pflege des alpinen Themas stossen. Wohl finden sich Landschaftshintergründe mit Gebirgszügen, — vorab auf jenem berühmten, stets zitierten Bilde von Petri Fischzug, das Konrad Witz (um 1400 geboren) gemalt und mit dem deutlich erkennbaren Höhenrücken des Salève geschmückt hat; und Felslandschaften — phantastische, fast unirdisch zu nennende — wären auch in den Bildhintergründen Niklaus Manuels und so manch eines Meisters der Renaissance zu erwähnen. Aber das sind eher Ausnahmen, und von einer Entdeckung der Alpen für die bildliche Darstellung kann doch erst viel später gesprochen werden; nämlich im 18. Jahrhundert, als Albrecht von Haller sein grosses, hymnisch begeistertes Lehrgedicht «Die Alpen» geschrieben hatte und als die Fremdenbesuche in der Schweiz zur Mode wurden. Die Touristik nahm ihren Anfang, die Gipfel und Gletscher und Firne wurden bewundert — vorläufig von ferne — und mit der Welt des Hirtentums, mit den Alphütten, Viehherden, Weiden und dem weiteren malerischen Dekor um das Älplertum wurde ein enges Band der Sympathie geknüpft. In hundert und tausenden von Blättern, klein und gross, hübsch und bunt, wurde



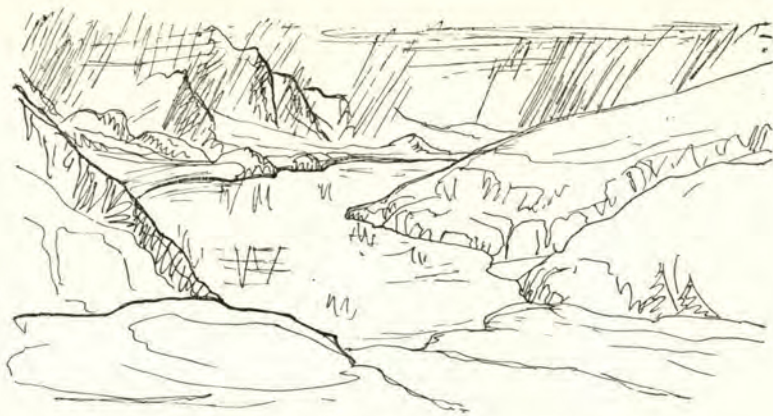
diese ganze Welt in idyllischer Verherrlichung festgehalten, nicht zuletzt mit dem merkantilen Zweck, den Fremden ein Andenken an ihre alpinen Eindrücke mitgeben zu können.

Wir kennen diese Blätter und Blättchen, und sie haben nach einer Zwischenzeit, in der sie wenig beachtet wurden, heute wieder ihre passionierten Liebhaber gefunden.

Es mag scheinen, als holen wir reichlich weit aus, wenn wir für das Verständnis der Glaus'schen Alpenmalerei frühere Jahrhunderte abschreiten. Aber eine Betrachtung der Wandlungen im Landschaftsempfinden und im Stil der Alpendarstellung durch frühere Epochen ist recht nützlich, wenn wir das Abweichen vom Üblichen, wie es Glaus eigen ist, ganz erfassen wollen. Er ist ein Einzelfall, der sich nur dadurch ganz erklären lässt, dass vor ihm und neben ihm so und so viele das Gebirge auf eine herkömmliche, «normale» Weise malten. Es braucht viel Befolger der allgemeinen Regel, um hernach einmal eine Ausnahme von der Glaus'schen Bedeutung hervorzubringen.

Es ist auch nicht überflüssig, nach jener Epoche der Idyllik im 18. Jahrhundert, auch den grossen, schwungvollen Zug von Romantik und Dramatik zu erwähnen, der mit den Bildern von Calame und Diday in die schweizerische Alpenmalerei kam und sie aus der Kleinmeisterei heraus hob. Nun sind dunkle Tannengründe, wilde Bergbäche, Schluchten, Schneegipfel unter dem Gewitterhimmel, jäh Felsabstürze das Hauptthema. Alles ist grandioser geworden, der Mensch in der Landschaft viel kleiner und verloren. Statt sanfter Schäfchen treten Gemsen in der Unwirtlichkeit ihrer steilen Zufluchtsstätten auf. Die Einsamkeit

Zeichnungen von Alfred Glaus aus Hermann Hiltbrunner „Ein Buch vom Thunersee“ (Schweizer Bücherfreunde St. Gallen, 1936).



beginnt ihre Herrschaft anzutreten — nicht zuletzt deshalb, weil dies Jahrhundert auch zur Pionierzeit des Tourismus geworden ist, das sich in die Drei- und Viertausenderzone vorwagt und das Titanische des unbewohnten Gebirges erkennt. Und ein Hauptunterschied: wo die Vedutenmaler früher nur eine unterschiedslose Kette steiler Schnee- und Felspitzen gesehen hatten, die den Horizont ohne viel charakteristische Ausprägungen bekränzte, da beginnen sich nun einzelne Massive in ihrer individuellen Gestalt, in ihrem scharfen, einmaligen Profil abzuzeichnen. Tief eindringendes Naturstudium, dem kein Einzelzug in der Plastik der Schneehäupter und in der Zähnung und Schrundung der Felshäupter entgeht, steht hinter der Malerei der Epoche Calame; und an den Pionier schlossen sich Talente bedeutender und unbedeutender Art an, die eine topographisch genaue Alpenmalerei pflegten.

Sind wir der Art von Alfred Glaus nun nicht schon viel näher?

Noch aber haben wir den eigentlichen Gestalter und Erfüller der alpinen Darstellung nicht genannt, Ferdinand Hodler, ihn, den man zugleich mit dem Künstlerischen als unübertroffen schweizerisch empfindet. Denn er spricht in Landschaft wie in Menschengestalt mit einer Eindringlichkeit und Geradheit zu uns, wie kein vaterländischer Redner es vermag! Durch die Gletscher, die Schnee- und Felsriesen, die Milde der Seen und die Lieblichkeit grünender, blühender Bäume, wie sie schon vor unseren Siedlungen bestanden — denn Städte und Häuser sucht man umsonst auf Hodlers Berglandschaften — und dann durch die wuchtigen

Visionen aus unserer Geschichte, die Landsknechte und schwörenden Männer, die selber fast wie Felsen dastehen; am eindrucklichsten aber wohl durch Wilhelm Tell, der wie ein Riese aus einem Tor von Wolken, Bergen und Himmelsgründen hervortritt.

Haben wir mit dieser begeisterten Erwähnung Hodlers einen zu grossen und gefährlichen Rivalen in der Alpenmalerei genannt, hinter dem Alfred Glaus, wie im übrigen jeder schweizerische Alpenmaler, zurückstehen müsste? Nein — denn wir betreten wiederum einen andern Pfad, wenn wir uns nun endgültig der Glaus'schen Malerei zuwenden. Man muss um die Wucht und Urkraft Hodlers wissen, wenn man die Weiterführung des darstellerischen Gedankens, wie Glaus ihn in die Alpenmalerei bringt, von Grund auf verstehen will. Man muss überhaupt die Berge und ihr tieferes Wesen, ihre erdgeschichtliche Bedeutung und ihr geheimnisvolles, schweigendes Antlitz lieben und immer, immer wieder betrachten wollen, wenn man bei Glaus zu Gaste ist. Man hat auch Lust, dazu ein Buch über die Entstehung der Alpen zu lesen und sich in den Schichten der Erdfaltung, in den Gesetzen der Erosion und Verwitterung auszukennen. Man muss, mit einem Wort, sich ganz in den Bann der Berge begeben.

Und darum war es nichts anderes als eine kleine Schulung, einem bergsteigerischen Training vergleichbar, wenn wir so manchen Schritt hin und her gemacht haben, bevor wir bei Glaus nun stillstehen und schauen.

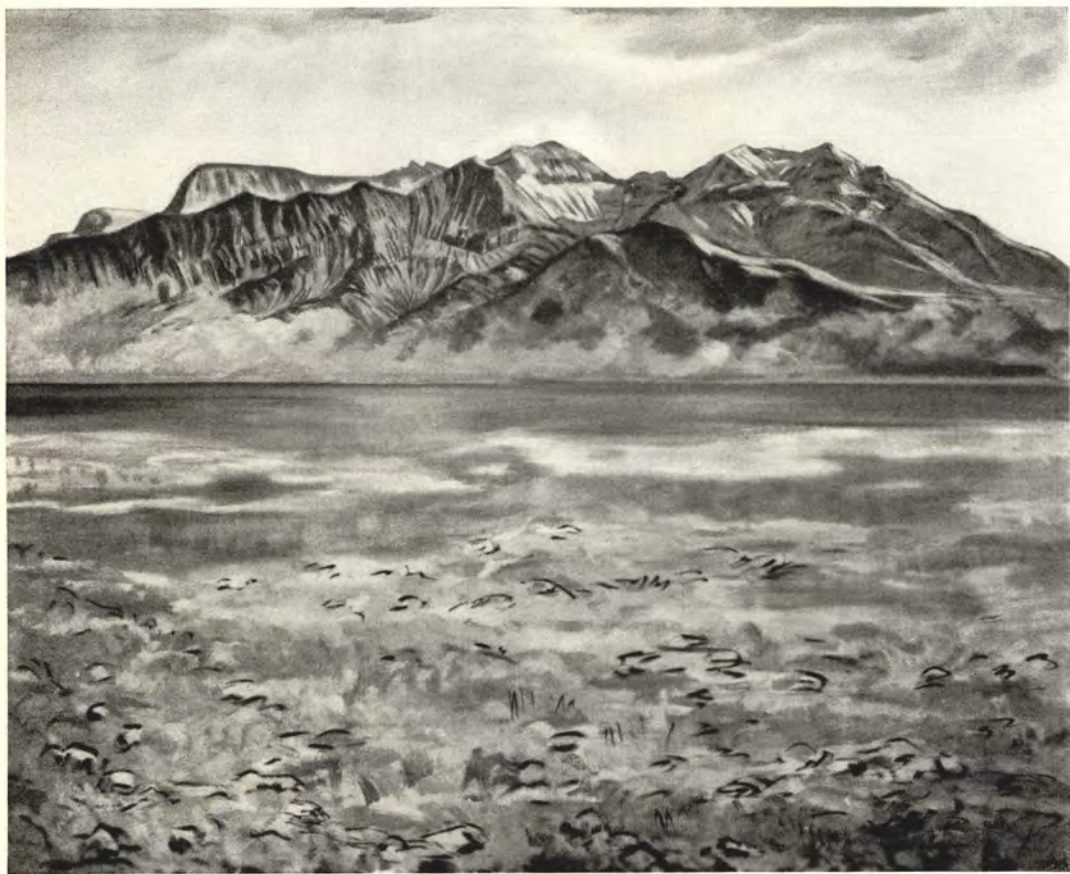
*

Alfred Glaus ist Bürger von Wahlern, (am 13. Mai 1890 zur Welt gekommen), jenem freundlichen, kleinen Weiler dicht bei Schwarzenburg, dessen Kirche überaus schön von einem Rundhügel aus ins Land grüsst. Die Gantrischkette schaute auch in die Jugend des Malers hinein, der in Schwarzenburg die Schulen durchlaufen hat. Glaus wurde 23jährig, bis er sich endgültig dem Beruf eines Kunstmalers zuwandte. Doch auch vorher hat er neben seinem Broterwerb als Büroangestellter fleissig aquarelliert und in Temperatechnik gemalt, im Grossen Moos und vor allem in Guggisberg; dazu kamen auch Aktstudien in Neuenburg. 1915 reist er für zwei Jahre Akademiestudium nach München. Von 1918 an wird der Thunersee — mit Aufhalten in den Gemeinden Sigriswil, Gunten, Ringoldswil — der Bereich seines malerischen Schaffens, und



Alfred Glaus: Niesen 1929, 80x100 cm. Privatbesitz Gunten

Photo Henn, Bern



Alfred Glaus: Landschaft am Thunersee 1928, 80×100 cm. Privatbesitz Neuchâtel

Photo Henn, Bern



Alfred Glaus: Landschaft mit Stockhorn 1925, 80 x 100 cm. Besitzer Staat Bern

Photo Henn, Bern



Alfred Glaus: Justustal 1944, 70×100 cm, Privatbesitz Bern

Photo Henn, Bern

seit 1927 hat er in Thun festen Fuss gefasst, das er nur auf kürzere Zeit für Reisen nach Florenz, Ravenna und Rom und für einen Studienwinter in Strassburg verlässt.

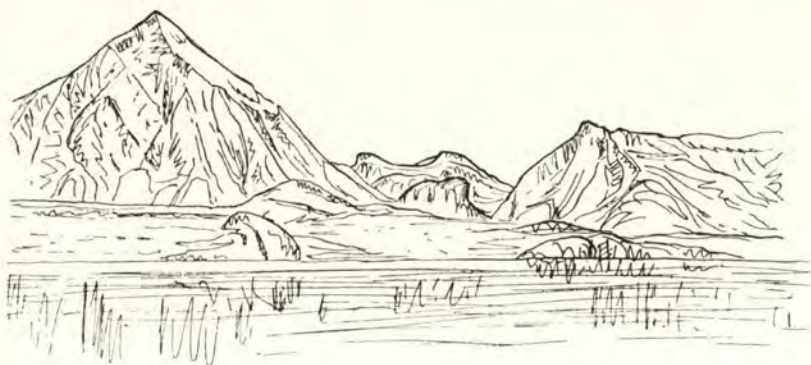
Alfred Glaus hat früh seine künstlerische Eigenart und seinen ganz besondern Weg als Alpenmaler gefunden, und er ist dieser Bahn, die ihm offensichtlich von zwingenden Intuitionen eingegeben wurde, durch alle Schwierigkeiten treu geblieben. Auch schwierige Lebenslagen haben es nicht vermocht, ihn zu Konzessionen an einen durchschnittlichen Publikumsgeschmack zu bewegen; er hat nie auf die Verkäuflichkeit hingemalt, nie gefällige, oberflächlich hübsche Seelandschaften mit lokkenden Bergpanoramen und süssen Luftfarben produziert. Das taten andere.

Von 1912 und 1913 an findet man die Bilder von Alfred Glaus regelmässig in der Nationalen Kunstaussstellung, in den Turnusaussstellungen des Schweizerischen Kunstvereins, an der bernischen Weihnachtsausstellung in der Kunsthalle. 1914 wird er in die Gesellschaft schweizerischer Maler, Bildhauer und Architekten aufgenommen. Städte wie Bern, Thun, St. Gallen, Chur, Zürich bekommen Sonderausstellungen seiner Ölbilder, Aquarelle und Lithos zu sehen; auch im alten Heimatort Schwarzenburg stellt er aus. Landschaften von Glaus sind in den Besitz der Eidgenossenschaft, des Kantons Bern, der Gemeinden Bern und Thun übergegangen, ebenso in Privatsammlungen der Schweiz, Deutschlands, Italiens und der Vereinigten Staaten.

*

Man kann die Grundzüge der Malerei von Alfred Glaus etwa folgendermassen beschreiben:

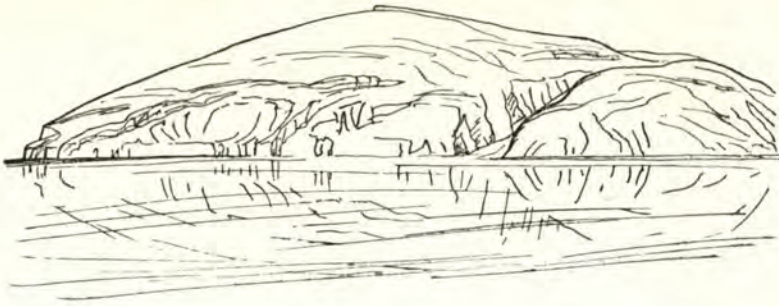
Er sieht die Berge mit Augen, die alles Gegenwärtige, Menschliche, ja selbst den Schmuck der Vegetation, mit dem die Natur sich selbst über ihre Starrheit hinwegtröstet, vom Erdenleib abstreifen. Glaus malt mit nacktem Elemente, Felstürmung, Seefläche, Luftschichten mit ihrer wechselnden Düstung, alles in der einsamen, strengen Reinheit, wie es aus der Schöpferhand hervorgegangen ist. Dem Ewig-Flutenden steht das Ewig-Starre entgegen. Die Schneestirnen in ihrer bleichen Zeitlosigkeit, der Fels in seiner Schieferung, die Klötze und Häupter, die Schichtung, das Geröll — zu diesen Naturdingen, die für uns ohne Anfang und Ende sind, kehrt er immer wieder zurück. Die Gewalt der Erdgesetze beschäf-



tigt ihn mehr als das Divertimento wechselnder Stimmungen. Er steht selbst über dem Wechsel der Jahreszeiten. Aber es liegt ein grosses Pathos, ja eine Tragik darin, wie der Zerfall und die Verwitterung, die durch Aeonen vor sich geht, das ursprüngliche Naturantlitz zerfurcht und zerhackt hat. Die Gesetze der Erosion sind bei Glaus nicht wissenschaftlich kalt, sondern als geheimes Leben des Erdkörpers erfasst. Zwar scheinen Gegenstand und Auffassungsart durchaus aussermenschlich; aber es berührt uns doch eigenartig stark und wie von ferne verwandt — denn Urzeiten schlummern ja auch in uns selber, in einem zeitlos unbewussten Teil unseres Daseins.

Bei dem gleichbleibenden Thema Gebirge, See und Atmosphäre hat sich aber die ganze Darstellung gewandelt, und die Aspekte wechseln. In zweieinhalb Jahrzehnten der Treue gegenüber dem Gegenstand haben sich die Einfühlungsgabe wie die charakterisierenden Mittel verfeinert und sind in immer neue Räume der Erkenntnis vorgedrungen. Dazu im Folgenden einige Beobachtungen.

In Bildern des Jahres 1923 sieht man den Maler noch in viel gedanklicherer Art den Bildungsgesetzen der Erde nachgehen. Die Bestandteile eines Bergaufbaues sind hier wie nach einem zielbewussten Plane zusammengefügt. So ist etwa der Niesen in frühen Fassungen in seiner Pyramidenform noch geschlichtet und schematisiert, auf die Grundformeln des Dreieckaufbaues gebracht. Man begegnete in jenem Jahre Bildern, die bis fast ins Geometrische zurückgeführt waren — so weit ging das Bestreben des Malers, die Baugesetze und Baupläne der Natur in ihrer Leitidee zu erfassen. Die Rundform der Sichel über dem Einschnitt des



Justistales, flankiert von der regelmässig gestaffelten Kulisse der Sieben Hengste, trat gleichfalls in dieser Typisierung auf. Das einseitig Gedankliche, unsinnlich Konstruktive konnte dabei zu sehr vorherrschen; nahm man noch Glaus' Gewohnheit dazu, alle pflanzliche Umhüllung wegzulassen, so konnten solche Bilder allzusehr errechnet und abstrakt wirken, als hätte Gott die Welt eher mit Lineal und Zirkel, als mit lebendiger Schöpferhand geschaffen.

Aber Glaus hat diese Stufe, in der er sich ausschliesslich gedanklich mit dem Erdbild auseinandersetzte, bald zu Gunsten einer lebendigeren Intuition überwunden.

Die Kurven schwingen wieder beseelter, in der atmosphärischen Hülle wittert man die eigenartigen, herben Gerüche der Höhenzone und den Hauch des Morgens auf dem feuchten Gestein. Nebel, Wolken ziehen herauf und bekunden, dass die Lufthülle wechselnder Erscheinungen fähig und keineswegs tot ist. Manchmal sieht man den Niesen über dem Seespiegel tief eingetaucht in warme, sommerliche Bläue, die der Mensch als herrlich empfinden darf. Oder eine noch feinere Nuance: der Schmelz und Anhauch von Kühle und von Wärme auf herumliegenden Felsblöcken, die von Flechten bedeckt sind. Die Stimmungen in der Luft der Drei- und Viertausender, die feinen und sehr eigenartigen Wandlungen, die der Mensch in seinem Schauen und Empfinden in diesen entrückten, himmelsnahen Bereichen erlebt, sie sprechen aus den reiferen Bildern des Malers zu uns. Mit einem Wort: seine Darstellung der Schöpfung ist vorgerückt vom gerüstmässigen Gedanken zum eigentlichen Lebenskreis; von der grössten Einsamkeit herkommend, nimmt er in steigender Sensibilität Kontakt mit allen feineren Einzelheiten, nicht nur mit dem

ewig steinernen Antlitz der Erde. Schritt für Schritt ist er in den neuen Empfindungsraum eingetreten, ein malerisches Ausdrucksmittel nach dem andern hat er sich erobert, um dem neu gewonnenen Weltbild Gestaltung zu geben. Noch immer aber haftet ihm die Reinheit und Strenge seines Wollens an; nichts von Popularisierung der Schöpfung durch Schönheitsmittel ist zu spüren. In einem erstaunlichen Masse gelingt es ihm, all das abzustreifen, was der Mensch sonst in der Landschaftsmalerei der Natur an konventioneller Gefälligkeit und Sentiment angedichtet. Glaus will die Natur jenseits aller schwärmerischen oder furchtsamen Blicke malen, wie sie ihr ewig unbekümmertes, menschenfernes Eigendasein führt. Darum: wenn Glaus den Spiegel des Sees malt, so liegt er kühl da, als fremdes Element, als spiegelte er sich zum ersten Mal im Lichte des Tages. Und wenn auf einem Bild ein Ewigschneehaupt über einen flacheren Rücken schaut, so ist es ganz und gar nicht das kokette Grüssen eines «weissen Spitzchens», sondern gleichsam eine Türspalte in eine völlig andere Welt. Ein Stück Eiszeit ist immer in diesen Gipfeln, und in den Felsen spürt man immer den herben Hauch der mineralischen Welt. Bergrücken, die sich wie gigantische Elefanten um das Wasser lagern, eine gläsern dünne Nebelschicht über dem See, die man den unendlich gelassenen Atem der Natur nennen möchte — dies ist die Sphäre, in der sich der Maler Glaus auskennt wie kein zweiter.

In dieser festgeformten Plastik hat Glaus in den Zwanzigerjahren eine farbige Lithographie des Niesen gezeichnet; wenig später auch die Stockhornkette über dem See und den umgebenden Hügelanstiegen. Beide Blätter haben weite Verbreitung gefunden als neuartige Prägungen eines altbekannten Motivs. Auch das Aquarell pflegt der Maler: die Ganttrichtgegend, der steile, scharf gefurchte Schild der Nünönenfluh treten hier öfters neben der bevorzugten Bergwelt des Thunersees und dem Hohgant auf. Im Aquarell lebt und webt noch mehr atmosphärische Strömung als in der Ölmalerei; ein Himmel, der im vollen Mittagslicht oder in schöner Abendglut steht, glänzt hinter den Bergen, und der saftige Gürtel grüner Bergmatten und Wälder umkränzt den Grund. So entspricht es der duftigeren und leichtflüssigeren Art des Aquarells, die allem Stimmungsmässigen viel näher steht; so entspricht es aber auch dem menschlich-künstlerischen Bedürfnis, das gelegentlich nach Entspannung von der Konzentration auf das Hauptthema verlangt. — Eine andere Komponente in der alpinen Darstellung ist die Einfügung eines Aktes in die

urweltlich anmutende Berglandschaft; wie Elementargeister nehmen sich diese Gestalten aus, wuchtig und einfach, den Felsen eng verbunden.

*

Kann es scheinen, dass Alfred Glaus mit einer so gearteten Malerei dem heutigen Zeitgefühl und den vorherrschenden Richtungen der Malerei zuwiderlaufe? Ja und nein — ! Sicherlich steht er im Gegensatz zu allem, was Mechanisierung und Temposteigerung des Lebens heisst. Will man die Bergbahn und den Skilift als Kennzeichen des heutigen alpinen Empfindens — oder vielmehr Betriebs — bezeichnen, so ist die Glaus'sche Alpenmalerei allerdings von durchaus gegensätzlichem Geiste eingegeben. Auch zu jener Landschaftsmalerei, die rasch und summarisch vorgeht, die in breiten, ungestümen Pinselzügen ihr Sujet auf die Leinwand wirft, mit der Eiligkeit einer Skizze, steht Glaus in scharfem Kontrast. Bei ihm gibt es nicht Eile und nicht Augenblickseindruck. Man könnte zwar von den bedeutendsten Landschaftern nennen, wie Cuno Amiet und Ernst Morgenthaler, die fast eine entgegengesetzte Richtung verfolgen. Ein unbedingtes Werturteil ist es also nicht. — Aber es gibt auch wieder eine Geistes- und Stilrichtung, die im Geiste Glaus' verläuft. Das Landschaftsgefühl und Weltempfinden, von dem er ausgeht, hat sich vom neunzehnten Jahrhundert her über Ferdinand Hodler ganz organisch zu dem herangebildet, was Glaus ausdrücken will; Künstler, die die Kraft der Vision besitzen, haben immer mehr und mehr das Urweltliche, Gigantische, zeitlos Einsame der Alpenwelt erkannt. Es mag auch das Bedürfnis mitspielen, der hastigen, überbetriebsamen Oberflächlichkeit der heutigen Welt dorthin zu entrinnen, wo ewige Stille und Erhabenheit ist. — Es ist sodann speziell in der bernischen Landschaftsmalerei eine Richtung zu nennen, die sich mit Glaus zwar nicht geradezu deckt, die aber auch entschieden dem Plastischen des Landschaftsbildes und der erdgeschichtlichen Struktur des Gebirgs nachgeht. Als ihr Hauptvertreter wäre Victor Surbek zu nennen.

Innerhalb der Schweizermalerei möchte man diese Kunst, die sich so ganz und gar ihrem grandiosen Gegenstand verschrieben hat, nicht mehr missen. Sie ist uns menschlich und künstlerisch unentbehrlich geworden, denn eine Betrachtung der Bilder von Alfred Glaus ist immer eine Begegnung mit grossen Dingen.

W. Adrian

Nächstliegende Aufgaben und Hauptziel der Regionalplanung im Kanton Bern

Die nachstehenden Ausführungen sind eine freie Wiedergabe mit Ergänzungen eines Vortrages, gehalten am 24. April 1948 in der Schulwarte Bern vor der Mitgliederversammlung der RPG Bern.

Die RPG Bern als Sektion der Schweiz. Vereinigung für Landesplanung wurde am 24. August 1946 gegründet. An der vom damaligen kantonalen Baudirektor, Regierungsrat R. Grimm, präsierten Gründungsversammlung nahmen zahlreiche Delegierte der kantonalen Behörden, der Gemeinden und interessierten Wirtschafts- und gemeinnützigen Verbände teil. Das Präsidium des Vorstandes und der Geschäftsleitung wurde dem damaligen Baudirektor II der Stadt Bern und kurz darauf zum Regierungsrat gewählten Nationalrat E. Reinhard übertragen.

Dem initiativen ersten Präsidenten, der mit Weitsicht die Organisation der RPG aufgebaut und das Arbeitsprogramm aufgestellt hatte, war leider nur eine kurze Frist gegeben; nach kaum einem Jahr ist er durch den Tod aus seiner Tätigkeit abberufen worden. Es sei Ernst Reinhard auch hier nochmals der aufrichtigste Dank ausgesprochen für seine positive Aufbauarbeit im Dienste einer harmonischen Gestaltung unserer Heimat. Sein Amtsnachfolger in der kantonalen Baudirektion, Regierungsrat S. Brawand, konnte gewonnen werden, die Leitung der RPG Bern zu übernehmen. Das technische Büro der RPG Bern, dessen Leitung dem Verfasser übertragen wurde, hat seine Tätigkeit zu Beginn des Jahres 1948 aufgenommen und steht insbesondere den Gemeinden für die vielfältigen Fragen und Aufgaben der Ortsplanung als beratende Instanz zur Verfügung.

In den wenigen Monaten meiner bisherigen Tätigkeit habe ich einen interessanten Einblick gewonnen in die mannigfaltigen Bauaufgaben der kleinen und grossen Gemeinden in den verschiedensten Gebieten des Kantons. Hier hiess es den Alignementsplan für ein Teilgebiet einer kleinen Landgemeinde mit industriellem Einschlag zu begutachten; dort, in einem unserer schmucken Kleinstädtchen, das sich zu einem grösseren Industrieort entwickelt hat, ist der Hauptbach durch die eingeleiteten Industrieabwässer so stark verschmutzt, dass der Bau einer Kläranlage

dringend notwendig geworden ist. In einer anderen Stadt bestehen erhebliche Schwierigkeiten für die Platzwahl des neuen Schlachthofes. Auch die Platzwahl für Schulbauten, Sportanlagen steht verschiedenerorts zur Diskussion. Projekte für kleinere und grössere Wohnkolonien sind zu prüfen, Einsprachen zu bereinigen. Im Expropriationsverfahren für eine Strassen- und Platzanlage soll durch eventuelle Änderung des Projektes eine Regelung auf gütlichem Wege versucht werden. Ein hart an einer Verkehrsstrasse stehendes Ökonomiegebäude ist abgebrannt, ein Zurücksetzen beim Wiederaufbau ist unmöglich, am besten wäre das Hinausverlegen des landwirtschaftlichen Betriebes an den Rand der Ortschaft, was Landumlegung, Mithilfe der Einwohner- und Bürgergemeinde, der Brandassekuranz und des Staates bedingt. So aber könnte ein gefährdeter, unwirtschaftlicher Betrieb wieder flott gemacht und zu einem Musterbetrieb werden.

Für viele im Zuge wichtiger Durchgangsstrassen liegende Ortschaften zeigt sich die Notwendigkeit einer Umleitung des neuerdings stark zunehmenden Autoverkehrs, um die stete Unfallgefahr ganz zu beseitigen und das Leben im Innern des Dorfes wieder erträglich und angenehm zu machen. In diesem Zusammenhang ist auch der so oft auftretende Konflikt zwischen den notwendigen Forderungen des Verkehrs und den ebenso berechtigten Forderungen des Heimatschutzes zu erwähnen.

Eine grosse Industriegemeinde, die sich zu einer aufblühenden Gartenstadt entwickelt hat, möchte im Ortskern einen richtigen Mittelpunkt, einen schönen Hauptplatz schaffen, der den Bedürfnissen eines regen wirtschaftlichen und sozialen Lebens entsprechen soll. Kann dies ein Verkehrsplatz, ein Ladenzentrum, ein grüner Schmuckplatz sein? Ein Wettbewerbsprogramm für diese interessante Arbeit ist aufzustellen.

In einem behäbigen Dorf soll ein Gotthelfbrunnen aufgestellt werden, es ist vorgesehen, ihn mitten auf eine grüne «Verkehrsinsel» zu plazieren, damit er von überall her gesehen würde. Im Dorf fehlt leider noch der heimelige Dorfplatz, doch vielleicht liesse er sich in Verbindung mit dem neuen Schulhaus schaffen und vielleicht könnte auch der Gotthelfbrunnen dann so aufgestellt werden, dass alt und jung sich ohne Gefahr um ihn herum versammelten und im Schatten einer Linde dies oder jenes Gotthelfwort eher den Weg zum Herzen fände, als auf einer Verkehrsinsel.

Alle diese aus der Praxis herausgegriffenen Beispiele stellen bedeutungsvolle Teilaufgaben dar, für die meist eine rasche Antwort ge-

wünscht wird, deren Realisierung aber auch meistens wesentliche finanzielle Mittel erfordert. Es ist nun aber leider so, dass für die klare, eindeutige Beantwortung solcher Teilfragen fast überall die sichere Grundlage fehlt, die darin besteht, dass die Teilaufgabe in ein Ganzes eingebaut werden muss. Erst von diesem Ganzen aus gewinnt man den Überblick, erkennt man die Bedeutung einer Teilaufgabe und ist man in der Lage, alle mitbestimmenden und entscheidenden Faktoren so abzuwägen und einzuschätzen, dass Gewähr für eine optimale Lösung geboten werden kann. Dieses notwendige Ganze, ist die *allgemeine Ortsplanung*.

Die allgemeine Ortsplanung soll für die Gemeindebehörden, die Stimmbürger, die heranwachsende junge Generation ein Richtplan sein, eine leichtverständliche Wegleitung für die harmonische Entwicklung der Ortschaft in den nächsten Jahrzehnten. Ordnung muss sein im Zimmer, in der Wohnung, im Hof, in der Werkstatt, in der Fabrik. Wo Unordnung herrscht, beginnt das Tagwerk missmutig, mit Murren und Fluchen, fehlt die Freude an der Arbeit, sinkt rasch auch der Erfolg der Arbeit und jeder schiebt die Schuld auf den lieben Nächsten. Und was im kleinen gilt, gilt auch im grösseren Verband: im Dorf, im Quartier, in der Stadt. Beruht nicht die Einheit und Schönheit, die wir an zahlreichen Bauerndörfern, an mittelalterlichen Kleinstädten, an der Altstadt Bern immer wieder bewundern, zur Hauptsache eben darauf, dass diese Siedlungen nach einem einfachen, klaren, zweckbedingten Ordnungsprinzip gebaut wurden? Diese Siedlungen haben sich seit Jahrhunderten bewährt, sie sind einst so weitblickend und mit so sicherer Hand angelegt worden, dass sie den Bedürfnissen des heutigen Menschen und der künftigen Generation noch aufs Beste genügen werden, wenn manche Quartiere aus der Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts schon lange unbewohnbar, unbrauchbar geworden sind. Geblendet von den Einzelerrungenschaften der Wissenschaft und Technik hat der Mensch des 19. Jahrhunderts den Blick und den Sinn für die grossen Zusammenhänge verloren und ist ins rein Materielle abgeglitten. Anstatt das alte, in seinem Kern gesunde Bodenrecht den neuen Bedürfnissen sinngemäss anzupassen, wurde es in der grossen Revolution über Bord geworfen und so der Boden, die unentbehrlichste aller Lebensgrundlagen, das bedeutendste aller Monopole, einer hemmungslosen Spekulation ausgeliefert. So spiegelt sich der Missbrauch unseres erhabensten Gutes, der Freiheit, nun wider im ungeordneten, heterogenen Aufbau der neueren Städte und Industriegemeinden,

wo hohe und niedrige Wohnhäuser, Geschäftsbauten, Fabriken, feuergefährliche Lager, Schulen, Gotteshäuser und Spitäler kunterbunt durcheinander stehen und sich gegenseitig behindern.

Die Forderung nach einer vernunftgemässen Ortsplanung fassen wir auf als Abkehr von der verhängnisvollen, nur auf materiellen Augenblickserfolg ausgehenden Stadtbaumethode des 19. Jahrhunderts und als Rückkehr zu den bewährten, Dauererfolg versprechenden Grundsätzen des Stadtbaues früherer Jahrhunderte. Selbstredend kann es sich hierbei nicht etwa um ein Nachkopieren früherer Bauweisen handeln, wohl aber darum, unsere Ortschaften, Dörfer und Städte wieder aus derselben geistigen Haltung heraus, nach demselben, bewährten Ordnungsprinzip zu gestalten wie ehemals.

Das Wesen der Ortsplanung, wie wir sie heute verstehen sollen, liegt in der *Koordination aller in Frage stehenden Allgemein- und Privatinteressen*: die Erhaltung des landwirtschaftlichen Nährraumes, die Standortwahl für Industrie, Gewerbe und Lagerplätze, für Wohnsiedlungen im Hoch- und Flachbau; die Strassenführung für den Durchgangs- und den Ortsverkehr, die Bahnanlagen, die richtige Verteilung der Schulbauten (Kindergärten, Primar- und Sekundarschulen) und die Aussparung der notwendigen Frei- und Grünflächen für Erholung, Spiel, Sport und Familiengärten. Die Möglichkeiten der Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung, die Berücksichtigung der berechtigten Interessen der Haus- und Grundeigentümer. Die Gestaltung des Ortskernes und der Ladenzentren, Gruppierung der Gemeinschaftsbauten, das «kulturelle Leben im Dorf», der Schutz alterwürdiger Bauten, der Natur- und Kunstdenkmäler, von Alleen und Baumgärten, die Frei- und Reinhaltung der Bach-, Fluss- und Seeufer, die harmonische Einfügung des Ganzen in die Landschaft.

Die gebührende Berücksichtigung all dieser Forderungen und Postulate ist naturgemäss nur möglich auf Grund genauer Kenntnis der Landschaft, der Ortschaft und des in ihr pulsierenden Lebens. Die bestehenden Verhältnisse werden am besten in einem sogenannten *Inventarplan* dargestellt, wertvolle Dienste für die Orientierung leisten auch die für viele Gemeinden von ortskundiger Hand oft vorzüglich redigierten «Führer», Gemeindestatistiken vermitteln das notwendige Zahlenmaterial.

Auf Grund dieses Inventars, von Ortsbesichtigungen und Aussprachen mit Ortskundigen kann die bisherige Entwicklung beurteilt werden,

können erfreuliche Ansätze einerseits und Fehldispositionen andererseits festgestellt werden. Im Laufe einer solchen Beurteilung können wir z. B. feststellen, wie das heutige Durcheinander im Ortsbild oft sehr harmlos begonnen hat:

Aus einer kleinen Schlosserwerkstatt ist nach und nach eine grosse Eisenbauwerkstätte geworden, die nun mitten in einem Wohnquartier steht; aus einer Dorfschreinerei eine bedeutende Möbel- oder Fensterfabrik, aus einer «Öle» am Dorfbach hat sich eine grosse Seifen- oder Speisefettfabrik entwickelt oder am Platz einer früheren kleinen Kundenmühle steht heute eine grosse Handelmühle, deren Silos den Kirchturm überragen und den umliegenden Wohnungen die Sonne rauben. Meist fehlt den so entstandenen Grossbetrieben die Möglichkeit des so notwendigen Geleiseanschlusses, da die Bahnlinie abseits vorbeiführt. Dafür hat sich seither an der Station und längs der Bahnlinie ein neues Wohnquartier entwickelt.

Aus der kritischen Beurteilung heraus entwirft der geschulte und erfahrene Planer nun das Wunschbild der Ortschaft, bezeichnen wir es ohne Zögern mit dem unzeitgemässen Namen «Idealbild»; denn einmal soll schliesslich der Gemeindebürger, alt und jung, es vor Augen haben dürfen, wie sein Heimatdorf sich nach gesunden, bewährten Grundsätzen hätte zu einer in sich klar und wohl geordneten, schönen Industriegemeinde entwickeln können, wenn eben jenes Ordnungsprinzip und nicht Zufall und Willkür wegleitend gewesen wäre; ja das Leben und Arbeiten wäre angenehmer und leichter und so mancher böse Streit wäre unterblieben. Dazu könnte vorgerechnet werden, was im Laufe der Jahrzehnte an Bau- und Unterhaltskosten für unnötige Strassen, Leitungen usw. hätte gespart oder anderswo nutzbringender verwendet werden können.

Der reale Wert des Idealbildes ist der, dass es den Bürger und die Behörden zur Besinnung ruft und sie anspornt, dem verhängnisvollen «laissez faire et laissez aller» Einhalt zu gebieten und dafür zu sorgen, dass künftighin beim Bauen, Schaffen und Gestalten in der Gemeinde wiederum die bewährten Grundsätze unserer besten Tradition massgebend sind.

Der Planer jedoch nimmt sich nun das Idealbild vor, prüft es eingehend in bezug auf die sich heute noch bietenden Möglichkeiten. Er muss Verschiebungen vornehmen an der Zoneneinteilung, eine wünschbare

breite Grünfläche zwischen Industrie- und Wohnquartier wird auf eine doppelte oder einfache Baumreihe reduziert, das günstige Tracé der Umgehungsstrasse ist bereits durch einige Wohnhäuser verbaut und muss deshalb weiter ausholen. Vor zehn Jahren hat die Gemeinde die Gelegenheit zum Ankauf eines Grundstückes verpasst; so steht nun gerade da, wo das neue Gemeindehaus hingehört hätte, ein «städtisches» viergeschossiges Geschäftshaus mit ausgebautem Dachstock und verdeckt den einst so schönen Blick von der Dorfstrasse auf die alte Dorfkirche. Wie einfach wäre es damals gewesen, die Schaffung eines durch Kirche und Gemeindehaus eingerahmten Dorfplatzes vorzubereiten; nun heisst es nach andern Möglichkeiten Ausschau halten.

So entsteht neben dem Idealplan der *Richtplan*, als reale Grundlage für die künftige bauliche Entwicklung der Gemeinde. Man nehme sich die Mühe und erweise dem Bürger die Ehre, Idealbild und Richtplan mit den nötigen Erklärungen einander gegenüber zu stellen, zu vergleichen und man wird erfahren, dass die Bürgerschaft einen solchen Richtplan als bestmögliche, positive Kompromisslösung dankbar anerkennt und genehmigt und darüber wacht, dass er auch befolgt wird. Ein Richtplan, von einem «Nur-Realpolitiker» zusammengestellt, wird nie ein harmonisches Ganzes darstellen als brauchbarer Rahmen für die im Laufe der Jahre sich einstellenden Teilaufgaben, er bietet auch keine Gewähr für Wirtschaftlichkeit auf weite Sicht. Die Bürgerschaft wird sich für einen solchen Plan, dem der innere Zusammenhang fehlt, kaum «erwärmen» können.

Die Ortsplanung ist eben nicht in erster Linie eine technische Angelegenheit. Die Technik ist ein Hilfsmittel und Wirtschaftlichkeit ist selbstredend eine Hauptforderung, die erfüllt sein, aber keinesfalls im Widerspruch stehen muss zur kulturell-gemeinschaftsethischen Aufgabe der Planung, wie sie Hans Zbinden umschrieben hat im Jahrbuch 1947 des U. T. B. (Natur- und Heimatschutz — eine soziale Pflicht.)

Denn es geht um den Menschen selbst und seine Heimat.

Wir ersen aus dem bisher Gesagten und die Erfahrung bestätigt es auf Schritt und Tritt, dass das Aneinanderfügen von Teilbebauungsplänen oder Alignementsplänen keine Ortsplanung ist im Sinne der vorstehenden Ausführungen. Ausserdem stossen wir landauf, landab immer wieder auf Alignementspläne, die in keiner Weise mehr den heutigen Anforderungen des Verkehrs und der Bebauung entsprechen; meist ent-

halten diese Pläne zu viele Strassen, zu viele und gefährliche Kreuzungen mit Hauptstrassen und bedeuten eine unnötig grosse finanzielle Belastung für die Gemeinde und für die Grundbesitzer. Die Revision solcher Alig-nementspläne wird zur Notwendigkeit. Wir müssen aber den Gemeinden empfehlen, vorgängig solcher Teilrevisionen oder doch mindestens gleichzeitig damit, die allgemeine Ortsplanung an die Hand zu nehmen; denn es ist wohl für jedermann einleuchtend, dass auch die Bearbeitung der Ortsgestaltung vom Allgemeinen zum Speziellen vordringen soll.

Es stehen den Gemeinden verschiedene Wege offen, zu einer vollwertigen Ortsplanung zu gelangen:

1. Auftrag an einen befähigten Planer,
2. Auftrag an eine Arbeitsgemeinschaft, von zwei oder mehr Fachleuten,
3. Beschränkter Ideenwettbewerb,
4. Allgemeiner Ideenwettbewerb.

Es dürfte eine wichtige und nächstliegende Aufgabe der RPG Bern sein, die Gemeinden zu beraten, welcher Weg in Anbetracht des Umfangs und der Schwierigkeit der Aufgabe, sowie in Berücksichtigung der zur Verfügung stehenden Zeit und finanziellen Mittel, der empfehlenswerteste sei. Die Vorberatung, dann aber auch die beratende Mitarbeit an der Gesamtplanung selbst wie auch an späteren Teilaufgaben aller Art stellt die RPG Bern ihren Mitglieder-Gemeinden als Gegenleistung zum jährlichen Mitgliederbeitrag zur Verfügung.

Neben den zahlreichen Fällen, wo die Ortsplanung innerhalb des Rahmens der eigenen Gemeindegrenzen möglich ist, gibt es im Kanton Bern eine Reihe von Siedlungsgebieten, wo viele der aufgezählten Einzelfragen der Planung: Verkehr, Disposition der Arbeits- und Wohngebiete, der Freiflächen und Schulkreise, des Landschaftsschutzes, der Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung usw. übergreifen von Gemeinde zu Gemeinde. Da erhebt sich die Notwendigkeit, zusammen zu arbeiten. Es muss für alle in Frage kommenden Gemeinden vorerst eine allgemeine Grundlage in Form einer eigentlichen *Regionalplanung* geschaffen werden. Auch hier heisst es, alle ineinandergreifenden, sich überschneidenden Allgemein- und Einzelinteressen so abzuwägen und zu ordnen, dass hieraus eine für das ganze Gebiet, die Region, optimale Lösung resultiert.

Diese Regionalplanung bildet sodann die wertvolle Grundlage und Direktive für die Ortsplanung jeder einzelnen Gemeinde.

Die Notwendigkeit der generellen Regionalplanung drängt sich auf für die drei Städte Bern, Biel, Thun und ihre umliegenden Gemeinden, dann aber auch für die Regionen Interlaken, Burgdorf, Langenthal, Kolfingen, Delémont, St. Imier, Tramelan und Laufen.

In gleicher Weise wie für die Ortsplanung steht die RPG als halbamtliche Institution den Gemeinden für die Durchführung dieser Regionalplanungen zur Verfügung. Und gerade in solchen Gebieten, wo die Siedlungsdichte hoch und der Boden rar geworden sind, ist es wichtig, durch vorausschauende Planung die Bodennutzung im höheren Allgemeininteresse zu regeln, künftighin Fehldispositionen und Fehlinvestitionen zu vermeiden und das Bild der Heimat der eng beisammen lebenden Menschen schön und rein zu erhalten.

Mit dankbarer Anerkennung sei hier die bedeutungsvolle Pionierarbeit erwähnt, die von den Stadtplanungsämtern Bern und Biel, von der Beratungsstelle des Berner Heimatschutzes, vom Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee und vom Verein Bielerseeschutz in Verbindung mit dem kantonalen Hochbauamt für den Gedanken der Regionalplanung geleistet worden ist.

Eine *dringliche* Aufgabe, zu deren Lösung die intensive Mitarbeit der RPG notwendig ist, ist ferner die *Anpassung der kantonalen Bau-gesetzgebung* an die Bedürfnisse der Gegenwart und Zukunft. Es wird sich u. E. darum handeln, ein *Rahmengesetz* zu schaffen, in dem die Grundsätze und Richtlinien der Orts- und Regionalplanung verankert sind, das die Bildung von Zweckverbänden zur Durchführung von Regionalplanungen ermöglicht; ein Gesetz, das aber insbesondere auch den verschiedenartigen Bedürfnissen der Landgemeinden, Industriegemeinden und der Städte Rechnung trägt.

*

Wenn wir im Folgenden noch das *Hauptziel* der Regionalplanung umschreiben wollen, so müssen wir uns vorerst in wenigen Zahlen die wirtschaftliche und soziologische Strukturveränderung unseres Landes seit 1850 vor Augen führen:

Im Laufe der letzten 100 Jahre hat sich die Schweiz vom Agrar- zum Industrieland entwickelt und steht heute in bezug auf den Grad der Industrialisierung an dritter Stelle unter den europäischen Ländern. — 44,5% (Kt. Bern 43,8%) aller Erwerbenden sind in Industrie und Handwerk tätig. Einzig in den Bergwerksstaaten England und Belgien ist dieser Prozentsatz noch etwas höher, nämlich 50 resp. 49%. Die Landwirtschaft beschäftigt 21,7% (Kt. Bern 26,6%) aller Erwerbenden, während es im Jahre 1888 noch 37,7% (Kt. Bern 43,5%) waren. In den letzten 25 Jahren sind in der Schweiz über 20 000 Bauernbetriebe eingegangen, d. h. im Mittel 800 pro Jahr. Wenn trotz alledem die landwirtschaftliche Gesamtproduktion nicht zurückgegangen ist, so, weil die Landwirtschaft selbst ihre Arbeit intensiviert und mechanisiert hat.

Gleichzeitig mit der Industrialisierung hat sich in der Schweiz die Einwohnerzahl gegenüber 1850 verdoppelt und der Prozess einer intensiven *Verstädterung* vollzogen: 1850 zählte das Land nur 8 Städte mit je über 10 000 Bewohnern und zusammen 154 000 Bewohnern, das waren 6% der Gesamtbevölkerung. Die grösste der damaligen Städte war Genf mit 31 000 Bewohnern. Heute wohnen rund 1 Million Menschen oder 22% allein in den 5 Grosstädten Zürich, Basel, Bern, Genf und Lausanne.

So rückhaltlos wir anerkennen dürfen, welch enorme Vorteile das ganze Land bisher aus der Aktivität dieser städtischen Wirtschafts- und Kulturzentren gewonnen hat, so deutlich müssen wir heute auf die schweren Gefahren hinweisen, die das harmonische Gleichgewicht in der wirtschaftlichen und sozialen Struktur des Landes bedrohen, wenn die Grossstadtentwicklung ungehemmt in bisheriger Art weiterginge.

Die öffentliche Meinung in der Schweiz beginnt mit Recht, sich ernsthaft mit dieser Frage zu befassen. So untersuchte unlängst eine akademische Studiengruppe in Zürich, zusammengesetzt aus Theologen, Medizinern, Juristen, Technikern und Ökonomen, die überdies aus unterschiedlichen politischen und weltanschaulichen Bezirken kommen, eingehend die bereits deutlich in Erscheinung tretenden Auswirkungen übertriebener einseitiger Schwerpunktbildung an Hand der Grosstadtregion Zürich, die bereits gegen 10% der schweizerischen Bevölkerung umfasst. Durch den Pressedienst der Landesplanung hat die Studiengruppe das vorläufige Ergebnis ihrer dreijährigen, ausserberuflichen Arbeit der

Öffentlichkeit unterbreitet. Nach einer objektiven Würdigung der von uns bereits erwähnten Vorzüge heisst es darin:

«Die Anziehung, die von der Grosstadt ausgeht, ist durchaus verständlich und wurzelt keineswegs in den gebotenen Vergnügen und Verlockungen, wie häufig behauptet wird. Neben andern sind es vor allem zwei Kräfte, welche die Verstädterung fördern. Da ist einmal die der Stadt eigene wirtschaftliche und kulturelle Vorzugsstellung, die anziehend wirkt. Die Stadt bietet günstige Handelsbeziehungen, erleichtert die Kapitalbeschaffung, verfügt über die nötigen Ergänzungsbetriebe zum eigenen Unternehmen, besitzt Schulen aller Stufen, Theater, Museen usw. Fast alle Bedürfnisse wirtschaftlicher Art lassen sich mit wenig Aufwand an Zeit und Weg befriedigen. Diese vielfältigen Wechselbeziehungen gehören zum Wesen einer Stadt und werden stets an sie gebunden bleiben. Auch wirken sie nicht nur in der Stadt selbst, sondern erstrecken sich auf eine nähere und weitere Umgebung. Anders verhält es sich mit der zweiten Kraft, der Industrie. Sie bietet zahlreiche und vielfältige Arbeitsplätze und lässt damit den Zuzug der Zahl nach gewaltig anwachsen, ohne indessen notwendigerweise an die Grosstadt gebunden zu sein. Zwar zieht auch sie aus dieser Lage unverkennbare Vorteile, so die Nähe von Ergänzungsbetrieben, Auswahl der Arbeitskräfte, günstige Verkehrsbedingungen. Doch nimmt sie auch Nachteile mit in Kauf, wie teure Bodenpreise, einengende Bauvorschriften, gesteigerte Produktionskosten wegen der allgemein kostspieligeren städtischen Lebenshaltung.

Wird den Dingen der Lauf gelassen, dürfte sich Zürich allmählich zu jener Art von Grosstadt entwickeln, wie sie das Ausland heute mit viel Aufwand und mit mehr oder weniger Erfolg zu sanieren versucht. Die Auswirkungen dieser Grosstädte mit ihren üppigen Fassaden an der Paradesstrasse und den häufig düsteren Wohn- und Arbeitsvierteln abseits fremder Besucher ist zu bekannt, als dass sie als erstrebenswertes Vorbild gelten könnten. Ausserdem wird ein so feingegliedertes und vielfältiges Land wie die Schweiz auf allzu einseitige Schwerpunktbildungen weit empfindlicher reagieren, als ein zentralistischer Staat. Und schliesslich geht in einer dergestaltigen Bevölkerungsverdichtung jene lebendige Art der Demokratie verloren, die allein die Freiheit der Person zu sichern vermag. Der Stimmbürger wählt Behörden, die er nicht kennt, wählt Erzieher seiner Kinder, von denen er bestenfalls weiss, dass sie irgend eine

anonyme Behörde zur Wahl empfahl; die Demokratie wird zum Apparat; der Staat zum Anonym.

Nun ist aber diese Entwicklung keineswegs unabänderlich und schicksalhaft. Sie hängt von Menschen und ihren Einrichtungen ab und kann deshalb von ihnen bestimmt werden, sofern sie nur immer den Willen dazu haben. Gestützt auf diese Tatsache griff die Studiengruppe auf die menschlichen Grundlagen zurück, die für eine wünschenswerte Entwicklung begleitend sein sollen. Aus den Darlegungen ihrer Mitarbeiter schälten sich gemeinsame Forderungen heraus, welche der weiteren Arbeit als Richtlinien dienten. Die wichtigsten dieser Richtlinien lassen sich wie folgt zusammenfassen:

«Jede Entwicklung ist nur dann sinnvoll, wenn sie dem Menschen und seiner Entfaltung als Persönlichkeit dient. Seine Umwelt ist daher so zu gestalten, dass sie ihn in diesem Bestreben fördert. Personen schliessen sich zu natürlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Gemeinschaften zusammen, deren kleinste die Familie ist, die umfassendste der Staat. Diese Gemeinschaften sollen die ihrem Wesen entsprechende Grösse nicht überschreiten, damit sie überschaubar bleiben und persönliche Beziehungen von Mensch zu Mensch ermöglichen, auch sollen sie eine ihrem Zweck entsprechende äussere Gliederung aufweisen und von dauerhaftem Charakter sein.

Im Lichte dieser Grundsätze erscheint die Entwicklung einer Stadt zur Grosstadt von einer gewissen Grösse an, als den menschlichen Bedürfnissen zuwiderlaufend. Im gleichen Masse jedoch, wie eine Stadt wächst, verstärken sich auch ihre Anziehungskräfte. Geht die Entscheidung ungehemmt vor sich, erfüllt sich zwangsläufig, was zu vermeiden wäre, und bereits das untätige Gewährenlassen bedeutet daher einen ernsten Verstoß gegen primitive menschliche Grundregeln.

Die Gefahr, die unserem Land seitens der Verstädterung droht, war schon wiederholt Gegenstand öffentlicher Diskussionen. Vor allem gilt dies vom Gegenpol der Verstädterung, der sogenannten Landflucht, und es fehlte nicht an Ratschlägen, diese energisch zu bekämpfen. Nun nimmt zwar in unserem Lande die Verstädterung zu, eine Landflucht dagegen, im Sinne einer Abkehr und Flucht vom Lande, besteht kaum. Was als Landflucht bezeichnet wird, ist Folge einer Wirtschaftsentwicklung, die weder rückgängig gemacht werden kann noch soll. Auch trug die Ratio-

nalisierung der landwirtschaftlichen Betriebsführung zu dieser «Landflucht» nicht wenig bei, und es steht fest, dass die Landwirtschaft heute mit weniger Angehörigen weit mehr produziert, als vor hundert Jahren. Dass damit der Lebensstandard des Bauern steigt, ist einleuchtend, wie es ebenso einleuchtet, dass eine Vermehrung der in der Landwirtschaft Tätigen eine gegenteilige Wirkung ausüben müsste. Jedenfalls vermöchte die Landwirtschaft eine wirksame «Entstädterung» kaum zu ertragen.

Nun kann allerdings der Kampf gegen die Verstädterung nur den Sinn haben, die unerwünschten Folgen zu vermeiden, wie sie den herkömmlichen Grosstädten eigentümlich sind. Dass sich bäuerliche Berufsangehörige, deren Existenzgrundlage zu schmal wurde und zur Gründung einer Familie nicht reicht, andern Berufen zuwenden und dem wirtschaftlich stärksten Gefälle folgen, ist eine nur zu verständliche und natürliche Erscheinung. Der Kampf gegen die Verstädterung kann daher nur von der Stadt aus geführt werden, so nämlich, dass sie in Ausmass und Gestalt dem menschlichen Wesen angepasst wird.

Folgerichtig schlägt die Arbeitsgruppe deshalb vor, den Zuwachs (für Zürich jährlich zwischen 5 000 und 10 000 Personen) nach kleineren Orten umzuleiten, die gleichzeitig im Sinne menschlicher Bedürfnisse zu gestalten und zu fördern wären. Der Anreiz müsste vom verfügbaren Arbeitsplatz ausgehen und dieser wiederum liesse sich durch Ansiedlung von Industrien erreichen, die weder an die Grosstadt oder sonstwie an einen besonderen Standort gebunden sind. Solche Industriestädte sollten 15 000 Einwohner nicht überschreiten.»

Diesen Ausführungen der Zürcher Studiengruppe möchte der Verfasser voll und ganz beipflichten, der im Juli 1945 vor der Spezialkommission für «Industrie und Handwerk» der Schweiz. Vereinigung für Landesplanung, und im Mai 1948 vor der Baudirektorenkonferenz der welschen Kantone in Porrentruy dieselben Fragen vom gesamtschweizerischen Standpunkt aus behandelt hat.

Aus der Tatsache, dass unsere Landwirtschaft in der Lage ist, ungefähr die Hälfte unserer Subsistenzmittel zu erzeugen, die andere Hälfte jedoch aus dem Ausland importiert und mit den Erzeugnissen unserer Exportindustrie bezahlt werden muss, ergibt sich die oberste Forderung unserer Wirtschaftspolitik, Landwirtschaft *und* Industrie so leistungsfähig als möglich zu erhalten. Wir wissen aber auch, dass der Kampf

der schweizerischen Exportindustrie auf dem Weltmarkt in den nächsten Jahrzehnten nicht leichter, sondern stets schwieriger wird, denn das Ausland hat auch in bezug auf die Qualität der Industrieerzeugnisse mächtig aufgeholt. Der Wiederaufbau und die technische Neuausrüstung der im Kriege zerstörten Industrien erfolgt nach den modernsten Prinzipien industrieller Betriebsorganisation. Wir wissen, dass in manchen Ländern insbesondere Qualitätsindustrien aus der Enge der Grosstädte hinaus verlegt werden in Klein- und Mittelstädte, wo günstigere Standortbedingungen vorhanden sind und wo der Industriebevölkerung ein höherer Lebensstandard geboten und gesichert werden kann.

Wir kennen ferner die genauen Pläne für den Bau ganz neuer Industriestädte für je 20 bis 60 000 Bewohner in England. Schon während des Krieges von der Regierung Churchill vorbereitet, stehen eine Anzahl solcher Stadtanlagen am Beginn der Ausführung. Gelegen in landschaftlich prachtvollem Rahmen, tangential berührt, aber nicht durchfahren von Bahn und Überlandstrassen, sind diese Städte auf gemeinde-eigenem Boden so angelegt, dass 1. der Industrie tatsächlich optimale Produktionsbedingungen geboten und 2. dem Industriepersonal und seinen Familien die besten Lebensbedingungen gesichert werden, die dem Menschen die volle Entfaltung seiner Persönlichkeit erlaubt und ihm die Vorzüge eines hochwertigen Gemeinschafts- und kulturellen Lebens bietet. Unnützer Zeit- und Geldverlust, wie ihn der Pendlerverkehr dem Grosstadtmenschen auferlegt, fällt hier dahin. Die so gewonnene Freizeit verbringt er nun im Hausgarten, auf dem Sportplatz, im nahen, die Stadt einrahmenden grünen Kulturgürtel, zur Regeneration von Körper und Geist.

Dieses Hand-in-Hand-Gehen der industriellen Neuausrüstung mit schöpferischer Sozial- und Siedlungspolitik wird in naher Zukunft erstaunliche Resultate zeitigen.

Die Kenntnis dieser Bestrebungen des Auslandes darf uns nicht gleichgültig lassen. Die oft gehörte Antwort, die Verhältnisse in der Schweiz seien im Durchschnitt ohnehin viel günstiger und bedürfen nicht derartiger Verbesserungen, ist ein trügerisches Ruhekitzen; unliebsame Überraschungen für unsere Exportindustrie könnten uns unsanft aufwecken. In den Gestehungskosten unserer Industrieerzeugnisse figurieren eine Reihe von Posten, herrührend von ungünstigen «äusseren Faktoren» aller Art, Posten, die mit der Zeit für die Konkurrenzfähigkeit entschei-

dend ins Gewicht fallen können. Die Gestaltung eben dieser äusseren Faktoren im Hinblick auf die Erreichung eines Optimums an günstigen Produktionsbedingungen liegen nun aber häufig und zu einem grossen Teil nicht mehr im Machtbereiche des einzelnen Betriebes, sondern kann nur erwirkt werden durch Massnahmen im Sinne der Regional- und Landesplanung.

Der heute erreichte Grad der Volksdichte, die Schwierigkeiten, die unserer Exportindustrie warten und die nun akut gewordene Grosstadtfrage zwingen uns zu einer Neuorientierung, zur Aufstellung von Richtlinien für die künftige Industriestandorts- und Siedlungspolitik.

Auf Grund der vorstehenden Ausführungen muss es sich hierbei um eine deutliche Abkehr von der Grosstadt als Form der Industriesiedlung handeln. Jede unserer Grosstädte hat heute noch ihr charakteristisches Gepräge, aber auch ihre besondere, in ihrer historischen Entwicklung begründete Rolle und Aufgabe im Bundesstaat. Auch deshalb wäre es aufs tiefste zu bedauern, wenn durch weitere Industrialisierung diese Städte ihr Gesicht «normalisieren» würden.

Aber auch der eventuelle Vorschlag, möglichst in jedes Bauerndorf Industrie zu legen, ist auf Grund früherer und jüngster Erfahrungen zu verwerfen. Der Rhythmus der Tages- und Wochenarbeit des Land- und Industriearbeiters ist zu verschieden, als dass dabei der erhoffte harmonische Ausgleich zwischen den beiden entstehen könnte. Die gegenseitige Unzufriedenheit oder Missgunst würde sich rasch auf das «Dorfleben» abfärben. Auch wären die Landgemeinden kaum in der Lage, den kulturellen Bedürfnissen zu genügen, an die das Industriepersonal von der Stadt her gewohnt ist; der Besuch der Mittelschulen in der nächsten Stadt wäre wiederum mit grossem Zeitverlust und erheblichen Kosten verbunden.

Wir sehen also, dass die beiden extremen Möglichkeiten, die bisherige Konzentration der Industrie nach der Grosstadt, als auch die radikale Dezentralisation nach den Landgemeinden grosse Nachteile aufweisen und abzulehnen sind.

Die vollwertige Industriesiedlung, wie sie für unsere schweizerischen Bedürfnisse als Dauerlösung notwendig ist, muss in sich die wesentlichen Vorzüge des Stadt- und Landlebens vereinigen und gleichzeitig die bekannten Nachteile ausschalten. Diese Bedingung kann in der Klein- und Mittelstadt voll und ganz erfüllt werden. Die Schweiz bringt hierfür

selbst vollgültige Beweise in Form der 27 Klein- und Mittelstädte, die über das ganze Land verteilt sind und die fast ohne Ausnahme ein stark industrielles Gepräge aufweisen. Der Wohnungskomfort mag im allgemeinen etwas bescheidener sein als in der Grosstadt, dafür hat aber eine Familie ohne Zweifel eher die Möglichkeit des Erwerbs eines Einfamilienhauses in normaler Lage zum Arbeitsplatz und zum Stadtzentrum. Die grosse Mehrzahl der 21 Kleinstädte von 10 000—30 000 Einwohnern besitzen höhere Mittelschulen und kulturelle Institutionen, die selbst hohen Ansprüchen genügen. Für ihre bäuerliche Umgebung sind diese Kleinstädte ein willkommenes Absatzgebiet, wo es ein Leichtes ist, den Zwischenhandel auf ein Minimum zu reduzieren. Andererseits sind die Kleinstädte auch Schul- und Kulturzentren für die umliegenden Landbezirke. Überschattet durch das imponierende, ungestüme Wachstum der Grosstädte, ist die Entwicklung der Kleinstädte weniger beachtet worden. Es gilt deshalb den «Inferioritätskomplex» der Kleinstadt zu überwinden und gerade diese in jeder Hinsicht gesunde Siedlungsform nach Kräften zu fördern.

Ausser der genannten Zahl von Kleinstädten zählt unser Land noch über 100 «Städtchen», die fast alle im 13. und anfangs des 14. Jahrhunderts gegründet und planmässig angelegt wurden und die zu unserem wertvollsten Kulturgut gehören. Viele unter ihnen eignen sich vorzüglich als Kristallisationspunkte für weitere industrielle Kleinstädte. Insbesondere in jenen Kantonen, die ihren Bevölkerungsüberschuss bisher an die Grosstädte abgegeben haben, dürfte einer solchen Industrie- und Siedlungspolitik erhöhte Bedeutung zugemessen werden. Sehr viel wird erreicht werden können durch sachgemässe Aufklärung und Beratung der industriellen Kreise in Bezug auf die Wahl der Industriestandorte, dann aber auch der Gemeindebehörden für die Ortsplanung und eine weitsichtige Bodenpolitik. Die Praxis vieler bernischer Bürgergemeinden wird gerade in Bezug auf die Bodenpolitik als Vorbild dienen können. Vom Bund muss erwartet werden, dass in Anerkennung der lebenswichtigen Bedeutung der vor uns liegenden Aufgaben den Gemeinden Anleihen zu günstigen Bedingungen aus dem Fonds der AHV zur Verfügung gestellt werden für den vorsorglichen Erwerb des künftigen Baulandes. Auch die Bundes- und Regionalbahnen werden zu ihrem Vorteil eine weitere industrielle Dezentralisierung im angeführten Sinne fördern helfen.

Die Aufklärung über die Notwendigkeit einer derartigen positiven und zielbewussten Industrie- und Siedlungspolitik sowie über die Mittel und Wege ihrer Realisierung ist die *Hauptaufgabe* der Schweizerischen Landesplanung und der Regionalplanungsgruppen, insbesondere auch der RPG Bern. Die Aufgabe entspricht in jeder Hinsicht dem demokratisch-föderalistischen Grundgesetz unseres Bundesstaates. Die Erfüllung der Aufgabe bedeutet Festigung der beiden Grundpfeiler unserer wirtschaftlichen Existenz, der Industrie und der Landwirtschaft. Es handelt sich hierbei nicht um einen neuen Fünfjahresplan, sondern um Richtlinien, die gemäss Art. 2 unserer Bundesverfassung ins staatspolitische Programm für die nächsten fünfzig oder hundert Jahre eingebaut werden müssen.

A. Bodmer, Ing. SIA,
Leiter des technischen Büros und Geschäftsleiter
der Regionalplanungsgruppe Bern.

Die Schifffahrt auf dem Thuner- und Brienzersee

Auszug aus dem Vortrag Grimm, Direktor der BLS.*

Der Titel meines Vortrages ist vielleicht etwas zu weit gefasst. Es handelt sich heute nicht um fertige Projekte für die neue Ordnung der Schifffahrt auf dem Thuner- und Brienzersee. Vielmehr geht es darum, einen Überblick über den Stand dieser Transportunternehmung zu geben und zu überprüfen, in welcher Weise die Entwicklung in der Zukunft gehen kann.

I.

Die Grundlage der Schifffahrtsunternehmung ist die eidgenössische Konzession. Konzessionsbehörde ist das Eidgenössische Postdepartement, nicht die Bundesversammlung, wie bei den Eisenbahnen. Die gegenwärtige Konzession datiert vom 1. April 1944 und dauert bis Ende des laufenden Jahres.

Die Konzession enthält eine Reihe von Verpflichtungen; sie gilt für beide Seen, ordnet die Zahl der Kurse und nennt die zu bedienenden Stationen. Vorgesehen ist in der Konzession der Sommer- und Winterbetrieb mit einer sich je nach der Saison abwickelnden Regelung. Die Betriebsbewilligung für die Indienstnahme der Schiffe ist obligatorisch, ebenso werden die Maximaltarife in der Konzession geordnet.

II.

Den Anstoss für die Gründung der Dampfschifffahrt auf dem Thunersee gab der linksufrige Strassenbau. Die Betriebsaufnahme auf dem Thunersee erfolgte im Jahre 1835. Die befahrene Strecke war Thun-Neuhaus. Oberst Knechtenhofer, der Besitzer des Gutes Neuhaus, fand sich

* Vortrag gehalten an der Generalversammlung des Uferschutzverbandes Thuner- und Brienzersee vom 31. Januar 1948 im Oberlandhuus zu Unterseen.

konkurrenziert durch die linksufrige Thunerseestrasse. Er bestellte von sich aus bei der Maschinenfabrik Cavé in Paris ein eisernes Dampfschiff mit 16 PS und gab diesem ersten Schiff den Namen Bellevue. Der Verkehr beschränkte sich auf drei Kurse in der Woche während der Sommerszeit. Zwischenstationen wurden nicht bedient. Im Winter ruhte der Dampfschiffverkehr.

Ein zweites Schiff kam 1843 in Betrieb. Damit waren die Grundlagen für die spätere Schaffung der Aktiengesellschaft Thunersee-Bönigen gegeben.

Im Jahre 1839 wurde die Dampfschiffahrt auf dem Brienzersee eröffnet. Für diese Unternehmung hatte sich eine besondere Gruppe gebildet, die zunächst bei den Seegemeinden auf starke Opposition stiess. Brienz erblickte in der Aufnahme des Dampfschiffverkehrs eine grosse Gefahr, indem es das Entstehen eines Dorfbrandes wegen der möglichen Funkenauswürfe befürchtete. Trotzdem kam auch der Betrieb auf dem Brienzersee zustande. Die Kurse verkehrten zwischen Interlaken und dem Giessbach.

Im Jahre 1869 endlich, wurde die Oberländische Dampfschiffahrtsgesellschaft gegründet. Sie kam in Konkurrenz mit der alten Gesellschaft. Schliesslich fand man eine Lösung in der Fusion beider Gesellschaften.

Inzwischen waren die Eisenbahnen aufgekommen. Die Strecke Bern-Thun wurde am 1. Juli 1859 in Betrieb genommen. Daraus erwuchs ein starker Aufschwung des Tourismus, und in wenigen Jahren erfolgte die Gründung einer ganzen Reihe von oberländischen Bahngesellschaften. So

1872/74	die Bödelibahn (Därligen-Bönigen)
1888	die Brünigbahn (Luzern-Meiringen)
	gleichzeitig die Beatenbergbahn
1890	die Berner-Oberland-Bahnen
1892	die Brienzer Rothornbahn

Die Eröffnung all dieser Bahnen brachte dem Oberland einen ungeahnten Verkehr und befruchtete seine Volkswirtschaft massgebend.

Schon früh hatten Bestrebungen für die fahrbare Verbindung beider Seen eingesetzt. Dem Projekt entstand eine lebhaft Opposition. Dazu kam der Finanzmangel, und endlich entwickelten sich die Siedelungen, so dass die Bestrebungen auf die Verbindung beider Seen endgültig aufgegeben werden mussten.

In den Jahren 1890 bis 1892 wurde der Niveaukanal in Interlaken erstellt. Die Dampfschiffahrt erlebte die Ausdehnung bis nach Interlaken selbst. Der Niveaukanal erheischte einen Aufwand von nicht weniger als 2,3 Millionen Franken, woran der Bund unter dem Titel der Aarekorrektur einen Beitrag von Fr. 300 000.— leistete.

Mit der Schaffung des Niveaukanals entstand aber zugleich ein Konkurrenzkampf zwischen der Bahn und dem Schiff. Er dauerte bis in das Jahr 1912 und wurde um so schärfer, als 1893 die linksufrige Thunerseebahn Scherligen-Därligen und damit eine Schienenverbindung Thun-Interlaken-Bönigen entstand.

Im Jahre 1912 kam es schliesslich zu einer Fusion zwischen der Bahn- und Schiffsgesellschaft, und bereits 1913 erfolgte die Fusion der neuen Gesellschaft mit der Lötschbergbahn.

Durch den Bau der rechtsufrigen Thunerseebahn, deren Betriebsöffnung 1914 erfolgte, wurde die Dampfschiffahrt auf dem Thunersee ein neues Mal scharfer Konkurrenz ausgesetzt. Auf dem Brienzersee war es nicht anders. Die Brienzerseebahn wurde im Jahre 1913 eröffnet. Das Schiff glaubte, die Bahnkonkurrenz durch die Anschaffung eines neuen eleganten Dampfers dämpfen zu können. Aber wie die Statistik zeigt, vermochte der Schiffsbetrieb nicht die ihn schädigenden Einflüsse der Bahn auszuschalten.

In neuester Zeit sodann ist mit Hilfe von Staat und Gemeinden der Schifffahrtskanal in Thun erstellt worden, der eine unmittelbare Verbindung zwischen Bahn und Schiff beim Bahnhof Thun ermöglichte.

Was den Betrieb selbst anbetrifft, so hat Prof. Dr. Volmar in einer seiner Publikationen festgestellt:

«Es mag schliesslich festgestellt werden, dass auf den beiden Seen nie eine Behinderung der Dampfschiffahrt durch Eisbildung vorkam. Dagegen verhindern — allerdings nur selten — Stürme das Ausladen. Auch der Nebel behindert die Schifffahrt nur selten. Betriebsunfälle, die einem Passagier das Leben gekostet hätten, sind glücklicherweise nie vorgekommen.»

Die Dampfschiffahrt auf dem Thunersee weist heute das respektable Alter von 112 Jahren auf. Auf dem Brienzersee existiert sie seit 109 Jahren. Sie ist also älter, als der schweizerische Bundesstaat und darf wohl als die älteste Transportunternehmung auf den Schweizer Seen ange-

sprochen werden. Finanziell freilich war dieser Betrieb, wie wir noch sehen werden, ein überaus schlechtes Geschäft, und heute stehen wir vor einem Wendepunkt in bezug auf die weitere Gestaltung der Schifffahrt auf den beiden Seen.

III.

Welches sind nun die Zukunftsaussichten des Schiffsbetriebes?

Sie können selbstverständlich nicht mit Gewissheit vorausgesagt werden. Dazu kommen die Besonderheiten des Schiffsbetriebes auf unseren beiden Seen.

Da sind einmal die Verschiedenheiten des Einzugsgebietes. Am Thunersee ist die Besiedelung am rechten Ufer ausserordentlich stark, aber auch am linken Ufer hat sich eine respektable Entwicklung auf diesem Gebiete durchgesetzt. Der Thunersee liegt sodann zwischen zwei starken Verkehrszentren, und Interlaken ist das Eingangstor für die oberländische Gebirgswelt.

Anders am Brienersee. Das linke Ufer ist weder mit einer Fahrstrasse ausgestattet, noch zählt es einen Kranz von Dörfern. Hier sind lediglich Bönigen, Iseltwald und der Giessbach. Das rechte Ufer hat zwar einige Gemeinden, die sich bemühen, den Fremdenverkehr zu entwickeln. Aber im ganzen ist die Aufnahmefähigkeit des Einzugsgebietes beschränkt.

Sodann ist die Konkurrenz der Bahn zu berücksichtigen. Die Schnelligkeit und die Bequemlichkeit im Eisenbahnverkehr sind ausschlaggebend und selbstverständlich dem Schiffsverkehr überlegen.

Der Schiffsbetrieb auf den beiden Seen trägt zudem einen ausgesprochenen Saisoncharakter. Der Betrieb erreicht während der Sommermonate maximale Zahlen, während er im Winter, und besonders auf dem Brienersee, auf ein bescheidenes Minimum sinkt. In der Sommersaison selbst wird man zwei verschiedene Verkehrsarten wahrnehmen. Der direkte Verkehr und der Vergnügungsverkehr, wobei aber die technische Ausrüstung der Schiffe einem typischen Schnellverkehr nicht Rechnung zu tragen vermag. In der Sommersaison ist der Betrieb ausserdem von der Witterung abhängig. Ein Umstand, der eine gute Dispositionsfähigkeit der Schiffsbetriebsleitung voraussetzt, um jederzeit betriebsbereit zu sein. Auch die tageszeitlichen Verschiebungen sind nicht ausser acht zu lassen.

IV.

Welches sind nun in grossen Zügen die Ergebnisse des Schiffsbetriebes?

Zunächst stellen wir, entsprechend dem Saisoncharakter, das Vorhandensein grosser Frequenzschwankungen fest. In den Jahren 1937 bis 1946 betragen die Schwankungen auf den beiden Seen:

<i>im Winter</i>	Thunersee Reisende	Brienzersee Reisende
Minima	50 000	16 000
Maxima	85 000	25 000
<i>im Sommer</i>		
Minima	420 000	104 500
Maxima	655 000	240 000

Auf dem Thunersee sind die Maxima im Sommer achtmal so gross als im Winter, und auf dem Brienzersee weisen die Maxima im Sommer gegenüber dem Winterverkehr eine fast zehnfache Grösse auf.

Die Finanzstruktur ergibt sich zunächst aus dem Anlagekonto. Die Bilanz des Thunerseebetriebes weist eine Summe von Fr. 5 007 000.—, jene des Brienzersees eine Summe von Fr. 1 110 000.— auf. In beiden Unternehmungen wurden Fr. 6 117 000.— investiert. Die Abschreibungen betragen rund 3,1 Millionen Franken, so dass noch ein Buchwert von rund 3 Millionen Franken besteht. Flüssige Mittel sind nur in beschränktem Umfang vorhanden, und endlich besteht noch eine variable Anleihe von Fr. 660 000.—.

Der Schiffsbetrieb ist vollständig im Besitz der Lötschbergbahn. Sie haftet für das Unternehmen, sie hat die Defizite zu bezahlen; Leistungen der Gemeinden an die Betriebskosten, wie sie bei andern schweizerischen Seen üblich sind, gibt es am Thuner- und Brienzersee praktisch nicht. Allerdings wollen wir gerne notieren, dass die Gemeinden bei der Finanzierung des Kanals in Thun ansehnliche Beiträge geleistet haben.

In der Gewinn- und Verlustrechnung sind die Zwangsausgaben zu berücksichtigen. Zu speisen ist der Erneuerungsfonds. Zu entrichten ist der Zins auf dem Anlagekapital. Dazu kommen die Teuerungszulagen an die Pensionierten und die Beiträge an die Lohnausgleichskasse, von 1948 an in gleicher Höhe an die Altersversicherung.

Der Schiffsbetrieb vermag die Zwangsausgaben der Gewinn- und Verlustrechnung leider nicht herauszuwirtschaften. In den Jahren 1928 bis 1946 hat die Lötschbergbahn auf dem Schiffsbetrieb einen Verlust von nicht weniger als 4 542 000 Franken erlitten, oder im Durchschnitt der 19 Jahre 239 000 Franken. Dieser Verlust musste aus den Erträgen des Bahnbetriebes gedeckt werden. Aber da die Betriebsergebnisse der Bahn während Jahren ungenügend waren, entstand durch den Schiffsbetrieb der Lötschbergbahn eine ausserordentlich schwere Belastung.

Wie sich aus diesen Bemerkungen bereits ergibt, sind die Betriebseinnahmen durchaus ungenügend. So ist für das Jahr 1947 nach den vorläufigen Abschlusszahlen auf dem Thunersee mit einer Einnahme von Fr. 1 035 000 und mit Ausgaben in der Höhe von Fr. 805 000 zu rechnen. Auf dem Brienersee ist das Verhältnis umgekehrt, die Einnahmen betragen 140 000, die Ausgaben aber 336 000 Fr. Während auf dem Thunersee für 1947, allerdings ein ausnahmsweise gutes Jahr, ein Betriebsüberschuss von 230 000 Fr. herausgewirtschaftet werden konnte, so beträgt der Betriebsverlust auf dem Brienersee nicht weniger als 196 000 Fr. Wie sehr die Brienerseebahn ihren Einfluss auf die Rentabilität der Brienersee-Schiffahrt ausübt, geht aus folgenden Zahlen hervor. Vor Eröffnung der Bahn betrugen die Einnahmen etwa 0,5 Millionen Franken, in den Jahren 1928—1944 sind sie auf 250 000 Fr. gesunken. Die Einnahme pro Reisender ging in der gleichen Zeit von 1,04 Franken auf 60—80 Rappen zurück.

Auf dem Thunersee waren die Einnahmen pro Reisender 4—38 Rappen höher als die Ausgaben, während umgekehrt auf dem Brienersee die Ausgaben um 39 Rappen bis 1.24 Fr. höher waren als die Einnahmen. Wir haben im Jahre 1946 jedem Passagier auf dem Brienersee, unbekümmert um die befahrene Strecke, ein Geschenk von 1.24 Fr. gemacht. Ein kleiner Beitrag an das Znüni oder den Nachmittagstee.

V.

Welches sind nun die notwendigen Reformen, die sich aus unserer Betrachtung ergeben?

Der Schiffsbetrieb ist technisch veraltet. Auf dem Thunersee fahren 6 Dampfschiffe, deren Baujahre bis 1861 und 1871 zurückgehen. Daneben bestehen 5 Motorboote, die in den Jahren 1910—1940 gebaut wurden. Der Brienersee weist 5 Dampfschiffe auf. Hier gehen die Baujahre

noch weiter zurück, und zwar bei dem ältesten Schiff bis 1857. Daneben gibt es ein Motorboot, das im Jahre 1911 erstellt wurde und den Nahverkehr bewältigt. Die Statistik zeigt, dass der Thuner- und Brienzersee das höchste Schiffsalter aller schweizerischen Seen aufweist.

Für die notwendigen Reformen sehen wir die Vermehrung der Zahl der Dieselboote als Ziel. Die neuen Boote sollen in mittlerer Grösse zur Aufnahme von 350—450 Personen gebaut werden. Ihr Betrieb ist schneller und überdies billiger, weil zur Bedienung weniger Personal erforderlich ist.

Ein Teil der Ländten heischt dringend gewisse Verbesserungen. Evtl. sind je nach der Entwicklung neue Ländten anzulegen. Es wird unser Bestreben sein, auf den grösseren Stationen die Billettausgabe in den Warteraum zu verlegen und nicht mehr auf dem Schiff selbst durchzuführen.

Die Werften bedürfen dringend einer Modernisierung. Die heutige Disposition und Ausrüstung der Werften selbst ist mangelhaft und erheischt einen übersetzten Aufwand.

Im engen Zusammenhang mit der Dampfschiffahrt steht die Spiezer Verbindungsbahn. Sie weist auch schon das respektable Alter von 40 Jahren auf. Sie wurde gebaut, um die Verbindungslücke zwischen dem See und dem Bahnhof Spiez zu schliessen, wird aber übrigens nur in der Hochsaison in Betrieb genommen. Das Anlagekapital der Bahn ist 263 000 Fr. Bis 1944 betrug das Aktienkapital 275 000 Fr., gegenwärtig ist es auf 72 000 Fr. reduziert. Die Differenz wurde vor zwei Jahren wiederum zu Lasten der Lötschbergbahn abgeschrieben.

Gegenüber dem Anlagekapital ist die Frequenz dieser Bahn ausserordentlich dürftig. Vor dem Krieg betrug sie in den kurzen Saisonmonaten bis 49 000 Personen, in den letzten Jahren schwankte sie zwischen 20 000 und 40 000 Personen. Etwa 20 Prozent der Schiffsbesucher benützen das Bähnchen. Die Einnahmen vermögen auch hier die Ausgaben nicht zu decken. So hatten wir 1946 an Einnahmen 12 000 Fr. zu verzeichnen, währenddem die Ausgaben 15 000 Fr. betrugen. Es handelt sich also auch hier um ein ausgesprochenes Verlustgeschäft.

Man wird darum die Frage zu prüfen haben, ob der Charakter einer Verbindungsbahn nicht durch den eines Trambetriebes zu ersetzen sei. Diese Frage ist gegenwärtig in Prüfung. Gleichzeitig ist eine evtl. Umstellung des Strassenbahnbetriebes auf einen Autobusbetrieb zu erwägen.

Die Fahrplangestaltung und die Kursfolge ist auf beiden Seen verschieden. Wegen der voneinander abweichenden Voraussetzungen, kann hier keine Schablone angewendet werden. Fahrpläne und Kursfolgen müssen den Aufwendungen im Verhältnis zu den Einnahmen angepasst werden. Heute wissen wir, dass auf dem Schiff mit Verlustpreisen gearbeitet wird. In der Regel vermag der Betriebseinnahmen-Überschuss auf dem Thunersee nicht einmal den Ausgabenüberschuss auf dem Brienersee zu decken. Beim Thunersee wird sich sodann die Frage der Vermehrung der Längskurse und damit die Beschleunigung des Verkehrs stellen. Beim Brienersee ist die Kurszahl und die Kursfolge der stark reduzierten Reisendenzahl anzupassen und eine Rationalisierung des Betriebes anzustreben.

Wir sind momentan in Verhandlungen für die Anschaffung eines Dieselschiffs auf dem Brienersee. Allerdings ist dieses Schiff nur gegen einen recht hohen Preis erstellbar. Die Kosten dürften zwischen 600 000 und 700 000 Franken liegen. Ob die Lötschbergbahn imstande sein wird, diesen Betrag von sich aus aufzubringen, oder ob sie an die Mitwirkung von Staat und Gemeinden appellieren muss, wird sich in den nächsten Monaten klären. Auf dem Thunersee ist vor allem eine Verbesserung der Ländten und auch hier eine Anpassung der Fahrplangestaltung an die Frequenz erforderlich. Es fragt sich beispielsweise, ob die Aufwendungen der Vor- und Nachsaison noch in einem tragbaren Verhältnis stehen zu den Einnahmen. Andererseits haben wir selbstverständlich auf die Bedürfnisse der Hotellerie gebührend Rücksicht zu nehmen, aber das bedeutet keineswegs, dass die Bahn kurzweg alle Opfer bringt, deren Auswirkungen andern zugute kommen.

VI.

Ein besonderes Problem ist die rechtsufrige Thunerseebahn. Heute, zu gleicher Zeit, da wir tagen, findet die Generalversammlung der Gesellschaft statt. Es wird ein Antrag des Überganges von der Strassenbahn zum Trolleybus unterbreitet werden. Dazu soll die Anschaffung einiger Autobusse kommen. Der Trambetrieb Steffisburg-Thun soll bestehen bleiben. Ebenso der Gütertransport auf der Strecke Thun-Interlaken.

Die Finanzierungsfrage ist noch vollständig offen. Weder Bund, noch Kanton, noch Gemeinden haben in dieser Richtung irgendwelche Be-

schlüsse gefasst. Die Bahn selbst besitzt an eigenen flüssigen Mitteln einen Betrag von 500 000 Franken, der für die Umstellung reserviert werden kann.

Über diese Umstellung liegt ein Gutachten vor. Danach würden die Kosten der Erneuerung der Bahn einen Betrag von 4 580 000 Franken ausmachen, der Trolleybus dagegen 3 575 000 Franken erfordern. Diese Kostenannahme beruht auf den Dezember-Preisen 1947. Dazu kommt die Erneuerung der Strasse als Voraussetzung für einen geordneten Trolleybusbetrieb. Diese Kosten werden auf vier Millionen Franken geschätzt. Ich für mich persönlich bezweifle, ob die vier Millionen Franken genügend sind, wenn man die Korrektur der Strassenverhältnisse in einzelnen engen Dörfern und den Abbruch von Gebäuden ins Auge fasst.

Vom Bund wird ein neues Gesetz über die Gewährung von Umstellungsarbeiten an nicht rentable Bahnen ventiliert. Es dürfte aber noch reichlich Zeit vergehen, bis dieses Gesetz in Kraft treten kann.

Die Frage der Umstellung ist zunächst Sache der Bahn. Dass die Bahn die Mittel dazu nicht aus eigener Kraft aufbringt, liegt auf der Hand. Vor allen Dingen wird der Kanton Bern mithelfen müssen, wenn das Projekt überhaupt zustande kommen sollte. Der Kanton Bern hat aber nicht nur diese Sorgen. Er muss Millionenbeträge aufwenden für die Jurabahnen, für die Bahnen im Oberaargau, muss seine Hilfe gewähren an die Berner Oberland-Bahnen und eines Tages werden die Anforderungen für den Umbau des Bahnhofes Bern an ihn herantreten. Kommen dazu noch die bedeutenden Umbaukosten für die Strasse, so kann man sich ungefähr ein Bild machen, mit welcher Freude der Kanton Bern und seine Steuerzahler die zugemutete Mithilfe aufbringen werden.

VII.

Aus diesen Überlegungen heraus haben wir die Frage der Verlegung des Bahn- und Strassenverkehrs auf das Wasser studiert. Selbstverständlich sind gewisse Nachteile einer solchen Umstellung nicht zu verkennen. Die Zahl der Haltestellen beim Schiffsbetrieb ist geringer, es gibt keinen direkten Einstieg von der Strasse, die Distanzen zwischen Stationen und Domizilen sind grösser, das Anhalten und der Ein- und Ausstieg an manchen Orten komplizierter.

Anderseits ergeben sich aber auch unbestreitbare Vorteile. Die Strasse wird frei. Die Bahn könnte ihren Betrieb von Steffisburg bis Hünibach aufrecht erhalten. Das Transportvolumen beim Schiff ist nicht geringer als beim Tram. Bei den neuen Schnellbooten ist die Geschwindigkeit grösser als beim Trambetrieb. Vorgesehen wäre ein kombinierter Betrieb mit Schnellkursen und Vergnügungsfahrten. Es müssten moderne Schiffe angeschafft werden, deren Betriebskosten deshalb anders zu bewerten sind, weil sie auch im Winter in Verkehr genommen werden können.

Finanziell erscheint diese Art des Betriebes tragbarer zu sein als das Projekt, das jetzt vorgelegt wird. Aber selbstverständlich ist die Sache abhängig von den Finanzierungsmöglichkeiten der Bahn. Wenn der Kanton Bern, die bernischen Gemeinden und der Bund die nötigen Mittel aufbringen können, wird die Bahn auf den Trolleybus umgestellt werden. Sollte diese Finanzierung nicht möglich sein, so drängt sich das Problem der Erneuerung und Verbesserung der Anlagen auf, oder schliesslich der Übergang auf den See.

VIII.

Grundsätzlich möchte ich erklären: Der Schiffsbetrieb auf beiden Seen ist weiterhin aufrecht zu erhalten. Eine Modernisierung und Rationalisierung drängt sich auf. Der Anfang wird auf dem Brienzersee gemacht. Der Austausch des Personals zwischen Bahn- und Schiffsbetrieb ist auszubauen. Die Fahrpläne sind den effektiven Bedürfnissen anzupassen. Bei der Tarifffrage ist zu beachten, dass das Unternehmen auf die Dauer nicht Verlustpreise gewähren kann, sofern nicht öffentliche Subventionen ihr zugesichert werden.

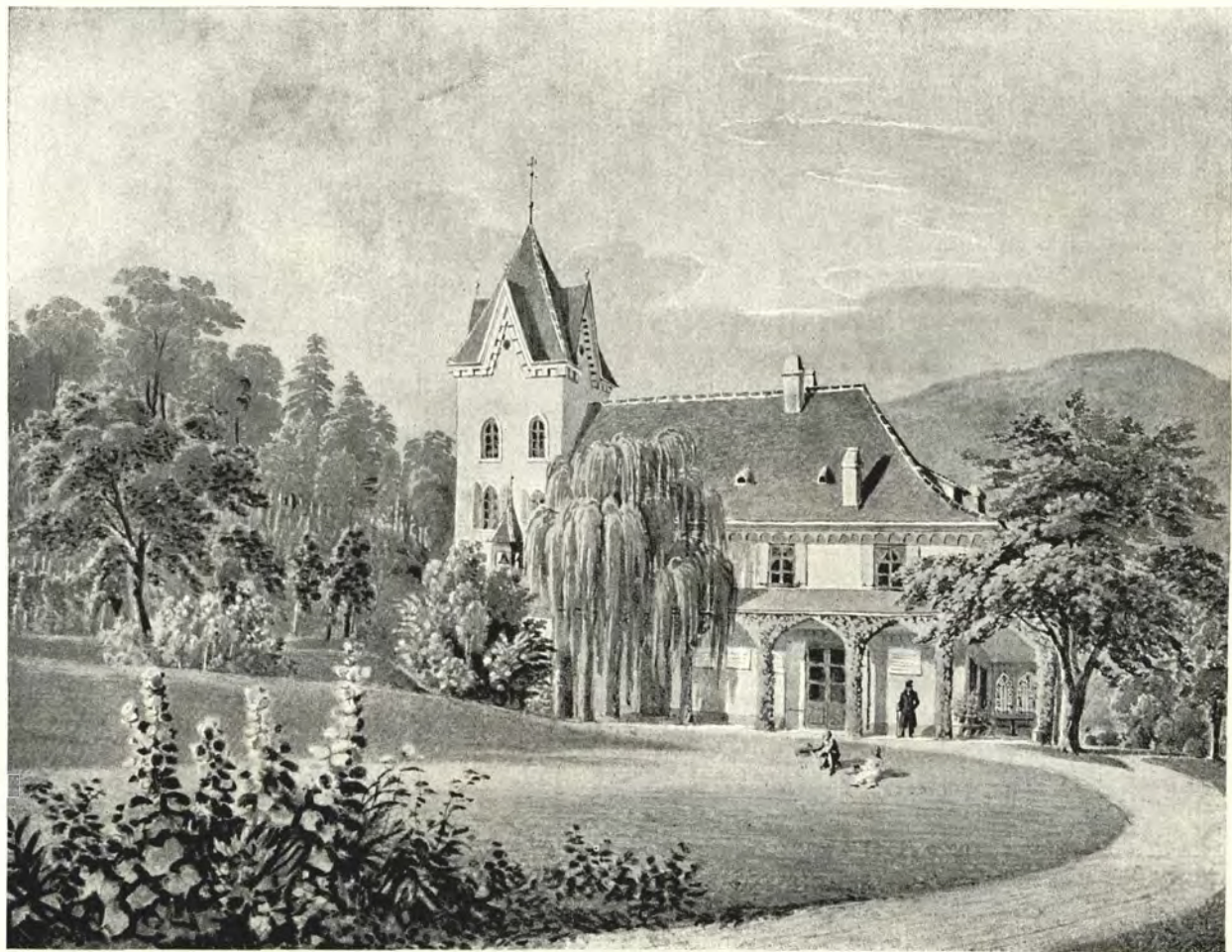
Diese Verbesserungen und die Rationalisierung können nicht von einem Tag zum andern erfolgen. Es stellt sich hier eine planmässige erfüllende Aufgabe. Sie ist mit Energie und Tatkraft an die Hand zu nehmen. Voraussetzung dazu ist die Mithilfe der öffentlichen Hand und die Zusammenarbeit zwischen ihr und dem Unternehmen.

Die Chartreuse

Das Schicksal eines bernischen Landsitzes

Dem Wanderer, der in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts zu einem Besuch der «Chartreuse» aus der Enge der Häuser und Gassen von Thun durch das stattliche Lauitor in die Freiheit der Natur gelangte, erschloss sich eine Landschaft von arkadischer Einfachheit und Grösse. In stiller Verzückung mochte sein Blick von den mannigfaltig bebauten und besiedelten Hügeln des Mittellandes zu dem Wellenspiel der lebhaft fliessenden Aare gleiten, bis hin zu dem glitzernden Spiegel des Thunersees schweifen und weiter zu den Alpen, Felsen und Gletschern sich erheben, die rings über Feld und Wald und See mit majestätischer Allgewalt thronen. War dieses wundersame Gefilde nicht ein Garten Eden, lieblich und schön vor allen andern Gebieten der Erde? Von Thun führte ihn die Strasse an den Ziegelhütten, Landungsplätzen, Gärten und Landsitzen von Hofstetten vorüber. Freundliche Wohnhäuser, fruchtbare Wiesen und Baumgärten, zahlreiche Rebberge mit Rebhäuschen, schlank ansteigende Pappeln und üppige Weidenbäume begleiteten den Spaziergänger. Aus offenen Fenstern hallte Kindergesang, fröhlich hämmerten und zimmerten Handwerker, Schiffe glitten stromab, andere ruderten stromauf, die Schiffer piffen sich zu und begrüßten sich mit herzlichem Jauchzen. Wo der Strom sich weitete und das Ufer flacher sich ausdehnte, lag links mit Garten und Säulenhalle das Hofstettengut. Es gehörte einst dem Schultheissen von Mülinen, der hier vor der Erbauung der «Chartreuse» die schöne Jahreszeit zubrachte. Einige Minuten weiter, an Weinbergen, einem Kelterhause und dem Bächihölzchen vorbei, befand man sich vor der berühmten «Campagne» des bernischen Staatsmanns.

Die Schöpfung des Landschaftsgartens und Landsitzes im Bächli am Ausfluss der Aare aus dem See war das persönliche Werk des Schultheissen Niklaus Friedrich von Mülinen. Von 1807 bis 1831 besass der gelehrte und feinsinnige Berner Patrizier das frühere obrigkeitliche Bächigut als sein Eigentum. So oft er sich im nahen Hofstetten aufhielt, war



„La Chartreuse“. Der Landsitz des Schultheissen N. Fr. von Mülinen

Aquarell von G. Lory, Sohn (um 1825)
(Privatbesitz, Bern)



Schloss Chartreuse. Ansicht von Süden

Photographie von Gottlieb Schneider (1934)



Die verstümmelte Chartreuse

Photo E. Meier, Thun (1948)



„Vue prise dans le petit bois nommé le Bächihölzli, près de Thoun“

Die Bank des Minnesängers Heinrich von Strätlingen mit Ausblick auf den Thunersee und die Alpen

Kolorierte Aquatinta nach G. Lory, Sohn
von J. S. Hurlimann (1822)

seine Lieblingsbeschäftigung die Verschönerung des neu erworbenen Besitztums. Seine ersten Bemühungen widmete er der Ausgestaltung des Bächihölzchens zu einem englischen Garten. In unermüdlicher Fürsorge und unablässiger Arbeit liess er auf dem bewaldeten Hügel Wege und Ausblicke anlegen, Bäume und Gesträucher anpflanzen, Gedenksteine, Denkmäler und Bänke errichten, bis ein Kunstwerk entstanden war, das seinesgleichen weit und breit nicht hatte und zu einer vielbesuchten Sehenswürdigkeit wurde. Nach der Vollendung der Gartenanlagen folgte 1819 bis 1821 der Umbau des alten Wirtschaftsgebäudes des Bächigutes. Von 1821 an pflegte Mülinen alljährlich den Sommer mit seiner Familie in seinem neuen Landhause, der geliebten «Karthause» oder «Chartreuse» zuzubringen. Hier erholte sich der Gutsherr von der Last der Staatsgeschäfte, erlabte er sich an geschichtlichen Studien und führte er das Leben eines echten Edelmanns der guten alten Zeit. Das ruhige Glück und die heitere Lust des Landlebens waren Mülinen ebenso unentbehrlich wie die Versenkung in wissenschaftliche Fragen und der Umgang mit Menschen. Während eines Jahrzehnts gaben sich in Mülinens Landsitz die Ersten und Besten jenes hallyonischen Zeitalters ein Stelldichein, angezogen von der Pracht der Gegend und entzückt von der reinen Menschlichkeit und der umfassenden Bildung des einflussreichen bernischen Schultheissen.

Mülinens Gut im Bächli bestand aus dem Herrenhaus, dem Bächihölzchen und dem landwirtschaftlichen, einem Pächter übergebenen Betrieb mit Matten, Feldern, Äckern und Baumgärten. Das Ganze verriet eine vornehm-bodenständige Gesinnung und bildete eine harmonische Einheit, die sich unvergleichlich in den Rahmen der Umgebung einfügte. Die Zeitgenossen erblickten in der «Chartreuse» nicht nur das schönste Landgut, das um Thun zu finden sei, sondern bewunderten sie als einen der geschmackvollsten und anmutigsten Landsitze der Schweiz. Behaglich lag der schlichte und heimelige Bau des Herrenhauses am Fuss einer Rebhalde, die sich dem südlichen Hang des Bächihölzchens entlang zog. Eingebettet in Wiesen und umrauscht von Bäumen, gemahnte die «Campagne» mit ihrem hohen Turm und breiten Dach, mit ihren Fenstern im Spitzbogenstil und offener Bogenhalle an eine Kirche. Unaufdringlich wie das Äussere war die Einrichtung des Innern. Den Besuchern fielen die Gemälde an den Wänden und die Glasscheiben an den Fenstern auf. Einen unvergesslichen Eindruck hinterliess bei allen Gästen der grosse

gotische Saal im Erdgeschoss und die Bibliothek im Turm. Diese an Handschriften und gedruckten Werken hervorragende Büchersammlung war, nach dem Urteil Mitlebender, eine der schönsten in der ganzen Schweiz und wahrscheinlich die reichste Privatsammlung des Landes. Sie war das Heiligtum des Hauses und eine den Musen und der Freundschaft geweihte Stätte. An der Türe, die in den Raum führte, hatte der Herr des Hauses in goldenen Buchstaben den Ausspruch des römischen Philosophen, Dichters und Staatsmanns Seneca anbringen lassen: «Vita sine literis mors est».

Auf seinem Musensitz am Thunersee offenbarte Mülinen als Haus- und Familienvater, als Freund, Gelehrter und bernisches Standeshaupt die geselligen Tugenden des gesellig geborenen Menschen, der sich, nach einem Ausspruch Goethes, wohl den Menschen entziehen, den die Menschen aber nicht entbehren konnten. Wir vernehmen, dass in der «Karthause» die ausgedehnteste Gastfreundschaft herrschte. Jeder Gast, ohne Unterschied des Standes, Alters, Berufs und der Herkunft, der sich durch Erziehung, Kenntnisse und Charakter oder selbst durch blosse Wissbegierde empfahl, fand freundliche und zuvorkommende Aufnahme. Lästig war der Andrang gelegentlich, wenn Thun und seine Umgebung durch das Zusammentreffen der eidgenössischen Militärschule und den Zufluss von Fremden einer der belebtesten Orte der Schweiz wurde. Dann suchte Mülinen zuweilen Ruhe und Erholung in einem der benachbarten Heilbäder, in Weissenburg oder in Blumenstein. In der Regel aber wirkte der Aufenthalt in der «Karthause» wohltätig auf die zarte Gesundheit des stets leidenden Körpers und auf die Gemütsstimmung des Schultheissen. Gewöhnlich fand man ihn auf seinem Landsitze gemütlich und heiter, oft sogar munter und scherzhaft aufgelegt und durch seinen feinen Witz und gebildeten Geist Heiterkeit um sich her verbreitend. Die freien Stunden widmete er zumeist dem ausgedehnten Briefwechsel und den Schätzen der Bücher- und Handschriftensammlung. Oft traf man ihn am frühen Morgen oder bei nächtlicher Lampe mit Auszügen aus alten Handschriften beschäftigt.

Ein Enkel Mülinens, Friedrich von Wyss, berichtet in seinen Lebenserinnerungen von den herrlichen Wochen, die er als Knabe mit Eltern und Bruder bei dem lieben Grossvater und der gütigen Grossmutter in der «Chartreuse» zubrachte. Allmählich habe er angefangen, Sinn und Verständnis zu gewinnen für den romantischen Zauber dieses Hauses, die

Veranda mit ihren Versen, für den grossen Salon zu ebener Erde mit den ritterlichen Ahnenbildern, daneben das Esszimmer mit den Bildnissen schweizerischer Helden und Geschichtsschreiber, die an die Türen gemalten Sprüche, die im Turm aufgestellte Bibliothek mit den Ritterromanen neben den wissenschaftlichen Büchern, für den prachtvollen Eichenwald mit Schild und Schwert und der Steinplatte mit Bildnis des Minnesängers von Strätlingen, die zu seinem Andenken aufgestellte Bank, die übrigen, an schönen Punkten errichteten, zum Teil mit Inschriften versehenen Bänke, das Götzenbild des «Balder» im Waldesinnern. Am Morgen durften die Knaben den Grossvater begleiten, wenn er, die Pfeife rauchend, im Schlafrock spazieren ging. Die Kinder liessen sich durch die vielen Fremden, die in der «Chartreuse» vorsprachen, wenig stören. Fast so viel wie im Herrschaftshaus waren sie bei dem Lehenmann und seiner zahlreichen Familie, halfen beim Kirschenpflücken und Heuen und nahmen teil an ihrem Nachtessen mit dem Korb voll geschwellter Kartoffeln. Ein Hauptanliegen war der mit Leidenschaft betriebene Schmetterlingsfang. Die Knaben waren glücklich, wenn sie in der Waldwiese des Wäldchens den glänzenden Admiral verfolgen konnten und abends spät im Wäldchen grosse Nachtschmetterlinge vorüberfliegen sahen.

Über das Leben in Mülinens Landhaus sind einige zeitgenössische Schilderungen erhalten. Im September 1823 schrieb Hofrat Büel, ein weltweiser, herzensguter, geistesverwandter Freund des Schultheissen, einem Vertrauten über seine Erlebnisse in der «Karthause»:

Köstlich seien die Stunden, da er sich allein mit Herrn von Mülinen unterhalten könne. Man gehe nie leer aus und lerne immer etwas von ihm. Gewöhnlich sehe er ihn am ruhigsten des Morgens vor oder nach dem Frühstück. Zuerst komme Mülinen zu ihm. Darauf unterhielten sie sich in einem Saal zu ebener Erde, auf und ab wandelnd. Da gehöre er ganz ihm und sei sehr mittheilsam. Nachher gehe jeder in sein Zimmer. Vor Tisch komme Mülinen wieder zu ihm herauf. Sie wohnten beide im Turm des Hauses, der Schultheiss im ersten und er, Büel, im zweiten Stock. Gleich über seinem Zimmer befinde sich die reichhaltige Bibliothek und Manuskriptensammlung. Auf ein ganzes Leben wäre dort Geistesnahrung genug vorhanden. Vormittags seien sie ziemlich sich selber überlassen und allein. Aber am Nachmittag und am Abend «gehören wir», teilt Büel mit, «der Menge von Besuchen, welche von allen Seiten herzu strömen, und wir sind selten allein. Bald speisen Offiziere, bald fremde Ge-

sandte, bald andere Fremde bei uns, und es ist ein ewiges Getreib. Für mich ist es sehr interessant, manchen Mann, der durch seinen Rang oder seine Vorzüge sich auszeichnet, kennen zu lernen. Das schlimmste ist, dass beinahe immer französisch parliert wird. Sind wir allein, so geht es in deutscher Zunge.»

Von einem Besuch bei Mülinen im September 1829 erzählt uns Sigmund von Wagner, ein liebenswürdiger und beliebter, für Kunst und Wissenschaft begeisterter Bernburger. Mit dem alten Doyen Bridel aus Montreux und vier Berner Freunden der vaterländischen Geschichte und Sage traf er im Bächigut ein. Vor dem Essen ergingen sie sich in dem Eichenwäldchen, das hinter dem Hause einen Weinberg bekrönte, und betrachteten die Denkmäler alter ritterlicher Helden und Minnesänger und keltischer Gottheiten und die Durchsichten aus Blättergewölben, die bald die Türme von Thun, Strättligen, Wimmis, bald den silbernen See, umkränzt von Landsitzen, bald die Gipfel der Berner Alpen vor ihren Augen vorüberführten und sie wie die Bilder einer ungeheuren Zauberalaterne entzückten. Das Mittagessen verlief sehr fröhlich und unterhaltend. Der geistreiche Bridel überfloss von Witz und prickelnden Anekdoten, so dass, wie Wagner meint, selbst Frau von Mülinen, zu deren Rechten Bridel sass, vor lauter Zuhören und Lachen hungrig von der Tafel gegangen sein müsse. Nach dem Kaffee führte Mülinen seine Gäste in die Bibliothek, «eine wahre Schatzkammer der seltensten gedruckten und ungedruckten Schriften über die Schweizergeschichte, wo wir dann sämtlich wühlten, wie Bienen in einem blühenden Lindenhain». Wohlgesättigt an Leib und Geist, kehrten die Herren bei einbrechender Nacht nach Bern zurück.

Mit dem Verkauf der lieblichen, aber wenig einträglichen «Karthause» durch Schultheiss von Mülinen 1831 an den Neuenburger Rodolphe-Emile-Adolphe de Rougemont, Sohn des Pariser Bankiers Denis de Rougemont von Löwenberg, waren die grossen Tage der «Chartreuse» für immer dahin. Das Gut bestand bei seinem Verkauf aus dem Wohnhaus nebst Scheuer, Trühl und Garten, 3 Jucharten Reben, 16 Jucharten Mattland, dem Eichenwäldchen von 13 Jucharten sowie der Aar- oder Holzmatte von 7 Jucharten samt dem darauf stehenden Lehen- und Ofenhaus. Nach dem Tode des neuen Eigentümers, der Neubauten von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden hinzugefügt hatte, gelangte die Besitzung an die Erben Rougemonts. Dessen mit Baron von Parpart, einem

preussischen Offizier, wieder vermählte Witwe genoss bis zu ihrem Lebensende die ihr zustehenden lebenslänglichen Nutzniessungsrechte an dem Vermögen ihres ersten Gemahls. 1890 ging die «Campagne Chartreuse» an Johann Gerber aus Langnau, Kaufmann in New York, über, und nach dessen Hinschied erwarb sie 1896 Moritz Kurt Freiherr von Zedtwitz. Zedtwitz war in Wesen und Auftreten ein deutscher Adelliger von gediegenster Prägung. Der junge deutsche Kaiser Wilhelm II. schätzte in ihm einen treuen und ehrlichen Freund und Jachtkameraden. Seit seinem Ausscheiden aus dem auswärtigen Dienst des Deutschen Reiches widmete sich Zedtwitz dem Sport. Er war verheiratet mit der reich begüterten Amerikanerin Marie Elise Breckenridge-Caldwell.

Freiherr von Zedtwitz und seine Gemahlin erwarben die «Chartreuse», um am Thunersee ein Schloss erbauen zu lassen. Beraten von dem Münchner Architekten Gabriel von Seidl, entschloss sich der Bauherr, sein Schloss oberhalb der alten «Chartreuse» am Hang des Hügels vor dem Bächihölzchen zu erstellen. Die Bauleitung übernahm Seidl, der begabteste und gesuchteste süddeutsche Baumeister seiner Zeit. Sein Vertreter und Bauleiter war der Schweizer Johannes Meier. Die Rohbauarbeiten führte Baumeister Johann Frutiger in Oberhofen aus. Der Bau wurde im Juni 1896 begonnen. Der jähe Tod des Freiherrn am 18. August des Jahres bei einem Jachtrennen in England stellte die Fortsetzung der Bauarbeiten in Frage. Im Winter wurde der Bau bis auf weiteres unterbrochen. Erst 1901 wurden die Arbeiten unter der neuen Leitung des Pariser Architekten Ch. Mewès wieder aufgenommen und schliesslich 1902 zu Ende geführt. Mewès änderte Seidls Entwurf offenbar nur unwesentlich ab. Die Innenausstattung führten Pariser Fachleute aus, und die Möbel und Teppiche lieferten Pariser Kunstwerkstätten. Die Mitwelt bestaunte die neue «Chartreuse» als stolzen Renaissancebau, der sich den schönsten Besitzungen um den See ebenbürtig an die Seite reihe. Leider fehlte der Witwe des Freiherrn von Zedtwitz die Fähigkeit, den Wert und die Bedeutung der alten «Karthause» richtig beurteilen zu können. Auf ihre Veranlassung musste der prächtige Sitz dem Erdboden gleichgemacht werden. Am 11. April 1901 ist der ehrwürdige Turm des Mülinenschen Landhauses gesprengt worden. In ihrem fürstlichen Schloss «Chartreuse» pflegte die zu einer deutschen Adelligen aufgestiegene, als Wohltäterin und Menschenfreundin verehrte, vornehme amerikanische Dame mit ihrem Sohn die Sommermonate zu verbringen.

Das Ableben der Frau von Zedtwitz 1910, der erste Weltkrieg und die wirtschaftlichen Krisen der Nachkriegszeit bedeuteten das Ende der freiherrlichen «Chartreuse». 1933 veräusserte der junge Baron Waldemar von Zedtwitz, Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, wohnhaft in New York, die Liegenschaft «Chartreuse» der Immobiliengenossenschaft Chartreuse, die zum Zweck der Verwertung und Verwaltung der Schlossbesitzung gegründet worden war. Von dieser ging das Schloss mit Terrasse und Wald 1936 durch Kauf an die Idyll AG. über, die 1940 den Entschluss fasste zum Abbruch des mittleren Teils des früheren Schlosses und Umbau der beiden verbleibenden Seitenflügel in zwei Wohnhäuser. Der runde Turm des Mittelbaues wurde am 8. Januar 1941 durch Sprengung niedergelegt. Die beiden übriggebliebenen Gebäude erstand 1944 Ing. Arthur Privat in Genf von der Idyll AG.; 1948 gelangten sie durch Zwangsverwertung an François Graisier in Genf. Der Wald des Bächihölzchens gehört seit 1943 der Burgergemeinde Thun. Im ehemaligen Schlosspark werden seit den dreissiger Jahren Bäume gefällt, Wege angelegt und Wohnhäuser gebaut. An die «Karthause» des bernischen Schultheissen und seinen Landschaftsgarten erinnern nur noch der Name, die Minnesängerbank und ein Denkstein; und vom Schloss des deutschen Freiherrn ist nicht viel mehr als eine Ruine übriggeblieben. Die politischen und sozialen Wandlungen der letzten hundert Jahre haben in Verbindung mit dem Ausdehnungsdrang der benachbarten Stadt Thun das Schicksal des Bächigutes bestimmend beeinflusst. Mehr noch als durch diesen allgemeinen Wechsel der Dinge ist jedoch das einzigartige Kunst- und Naturdenkmal der Mülinenschen «Chartreuse» durch die Verstandnislosigkeit späterer adeliger und nichtadeliger Geschlechter zerstört worden. Trotz alledem liegt ein seltsamer Zauber auf dem Gelände des ehemaligen Bächigutes. In gesegneten Stunden ist es, als schwebe ein heller Glockenton über den Wiesen und als streiche ein würziger Blütenduft durch das Gehölz, frohe Kunde bringend von längst vergangenen sommerlichen Tagen.

Hans Gustav Keller

Geheimnisvoller Beatenberg

Das Häliloch: ein Tor zum Bergesinnern

Wer von Vorsass ob Beatenberg über Flösch dem Fussweglein nach der Alp Oberberg folgt, kommt dabei am Rande des Häli-loches vorbei. Dem Wanderer zeigt sich ein tiefer Graben mit zwei gäh-nenden, 5—10 m weit klaffenden Trichterschläunden.

Über ihre Entstehung erzählt Pfarrer G. Dummermuth folgende Sage: «Beatus aber erhob seinen Pilgerstab und beschwor das Ungetüm im Na-men des Allmächtigen. Da fuhr der Drache aus mit ohnmächtigem Wut-geheul . . . Über die Balmfluh und den ganzen Berg hinauf stürmte der Drache. Von seinem Wüten entstand das ‚Häliloch‘ oben auf dem Burg-feld und die Zerklüftung der Kalksteinfelsen. Noch hört man zuweilen sein zorniges Grollen, wenn die ‚Musterung auf Seefeld‘ losgeht. *) Dann schwillt allemal der Beatenbach plötzlich an. . . » (St. Beatus, Sage und Geschichte 1889.) Befragt man die Einheimischen über die Bedeutung des Namens, so leiten sie Häli-Loch von heiligem Loch ab. Heilig heisse es wegen seiner unermesslichen Tiefe. Man könne ein Unser-Vater beten, bis ein hinabgeworfener Stein aufschlage. — Dieser Schlund war sicher schon früh bekannt. Das beweist sein alter, trotz allem nicht ganz sicher deutbarer Name. Die Hirten wussten wohl immer davon, und die Ein-zäunung, die heute Mensch und Vieh vor dem Sturz ins Bodenlose be-wahren soll, zeugt von übler Erfahrung. Man sagt auch, der Name Häli-loch stamme von den Schafen, die hinabgestürzt seien. Man ruft ja den Schafen: «Häle, Häle, Häle!» Auf alle Fälle, wer sich hinauslehnt, spürt ein leichtes Prickeln in der Magengegend, und wer sich weit genug hinaus-wagt, kann zuweilen Nebel aufwallen sehen. Die Alten mag dabei das Grausen erfasst haben, denn nie hat jemand den Versuch gemacht, hinab-

* Ein seltsames Getöse, fernem Kanonendonner ähnlich, das Wyss, (Reise ins Berner Oberland) und Ober (l'Oberland Bernois) beschrieben.

zusteigen. Auf sicherem Boden, beim Bächlein, das hineinfliesst, hat sie wohl die Neugierde trotzdem gepackt und sie haben Spreuer und Sägemehl in den Zufluss geschüttet. Diese sollen dann jeweils am 7. oder 9. Tag im Beatenbach und im «gelben Brunnen» zwischen Sundlauenen und «Beatusbad» zum Vorschein gekommen sein. Im Jahre 1928 wiederholte Unterförster Gafner, Beatenberg, den Spreuerversuch im Auftrag des Kreisforstamtes. Man will dabei den Spreuer auf dem Thunersee zwischen Sundlauenen und dem Neuhaus gesehen haben. Dieses Resultat befriedigt deshalb nicht, weil niemand das Auftauchen des Spreuers gesehen hat und der Beweis nicht erbracht ist, dass es sich um denselben handelt, der oben hineingeschüttet wurde.

All dieses Unklare, Gefährvolle, ja fast Gespenstische, lockte nun doch allmählich Tatendurstige auf den Plan. Man vergesse nicht, es hat lange gedauert, bis den Menschen die Schönheit der Berge offenbar wurde. Diese waren ihnen immer unheimlich oder bloss nutzbar und einträglich. Höhlen und Schlünden gegenüber aber haben die meisten heute noch eine fröstelnde Abneigung. Dass sie Wissenswertes oder gar Schönheiten enthalten, ist vielen fremd.

Die Anfänge der Hälilochforschungen gehen in das Jahr 1945 zurück, als der lange gehegte Wunsch Ruedi Hombergers (Beatenberg), einen Abstieg in das Ungewisse zu organisieren, verwirklicht wurde. Zusammen mit seinem Vater hat er eine 9köpfige Beatenbergergruppe gebildet, welcher sich der auswärtige M. Gautschi beigesellte. Am 4. November desselben Jahres führten sie mit einfachsten Mitteln den Abstieg durch. Der kurzen Zeit wegen wurden bloss zwei Teilnehmer, M. Gautschi und R. Homberger, hinabgelassen. Hören wir die knappen Tagebuchnotizen R. Hombergers: «Nach einer Abseilstelle von 110 m gelangt man in einen wie eine riesige Halle anmutenden Raum, dessen Boden mit Firnschnee und Vergletscherungen überdeckt ist. Auf der Nordseite des Raumes über eine Eiswand hinauf gelangt man in einen 20 m senkrecht abfallenden Schacht, dessen Ende ein ziemlich grosser Raum bildet. Von da bildet ein Spalt Richtung Norden die Fortsetzung der Höhle, der leider wegen der fortgeschrittenen Zeit nicht mehr verfolgt werden konnte. Der Abfluss des Gletschers ist unterirdisch. 4. 11. 45.»

Im Winter 45-46 stellte M. Gautschi, der sich des publizistischen Erfolges sicher fühlte, eine neue Expeditionsgruppe aus hauptsächlich bernischen Mitgliedern zusammen. Leider liess er seine Teilnehmer in dem

Glauben, eine noch unerforschte Höhle zu betreten, und er hat dabei auch die Öffentlichkeit falsch unterrichten lassen! Dieser zweiten Expedition ist aber ein reiches Fotomaterial Hans Steiners zu verdanken, das nun endlich das Geheimnis um das Häliloch für das Publikum lüftete und die Höhle, sowie den Beatenberg weitherum bekannt werden liessen. Ebenfalls verdanken wir M. Gautschi ein Profil mit Höhenzahlen.

Als der Schreibende in der Lokalpresse die Falschmeldung von der Erstersteigung des Häliloches durch eine bernische Expedition kritisierte, geriet er auch in den Bann der Höhle. Viele Fragen drängten sich auf: Warum ist man nicht in die Abflussschächte hinabgestiegen? Könnte der Zufluss nicht gefärbt werden, um festzustellen, wo die Farbe im Quellwasser wieder zum Vorschein kommt? Ja, wo könnte vermutlich das Ende sein? Wie ist die ausserordentliche Grösse zu erklären und überhaupt die Entstehungsgeschichte?

Zusammen mit Beatenbergern wurde voll Erwartung die erste Färbung bei der Schneeschmelze 1946 gewagt. Kontrollposten und fliegende Patrouillen überwachten Tag und Nacht alle Quellen bis zum See. Nach 30 Std. verfärbte sich der Beatushöhlenhauptbach (17. 4. 46). Ein neuer Versuch mit Kochsalzlösung bestätigte dieses erste Resultat (30. 4. 46), dass das Wasser des Häliloches nach 3,15 km horizontaler Distanz und 1044 m Höhendifferenz bei den Beatushöhlen wieder ans Tageslicht tritt. Die lange Laufzeit, sowie die sehr grosse Farbverdünnung liessen uns zuerst sehr inhaltsreiche unterirdische Seen vermuten und das erhöhte natürlich die Triebkraft zu neuen Abstiegen.

Ein paar Wochen später befestigten wir zusammen mit Pfadfindern aus Winterthur eine leichte Seilwinde über dem grossen Schlund. Als Absteigender setzte ich mich in einen breiten Feuerwehrgürtel. Eine Brustsicherung verhinderte das Umkippen. Dann stiess ich von der Kante los, die Winde tickte — und allein hing ich in dem Felsenkessel. Zuerst kommt ein bröckliges Felsband, dann ein Grasstück und jetzt die grausige Tiefe mit der kühlen Luft. Die Wände sind glatt wie ein riesiges senkrechtes Kanonenrohr. Unendlich tief unten und klein wie eine Ameise steht der Vorgänger mit dem lächerlichen Grubenlicht. Ich habe volle 20 Minuten Zeit, zwischen Himmel und Erde über die menschliche Nichtigkeit nachzudenken. Das Surren im Drahtseil ruft mir in Erinnerung, dass ich eben nur an einem Faden hange, und pfeifend wirft der Hälilochgeist von der Kante, über die das Seil läuft, einen kopfgrossen Stein nach

mir. Es geht wie im Karussell ringsherum, denn die Wände sind leicht überhängend, und ich kann dem Drehen nicht Einhalt gebieten. Mit Tosen bricht eine der letzten Eisorgeln los — die Ameise unten rennt in Deckung — und schon zerschellt das Eis. Der Zuckerhut unten hat eine lustige Kegelspitze, die ich mit allen Vieren zu umklammern suche. Doch falle ich zurück und hange wieder haushoch neben der Eispyramide wie ein Sack am Seil. Nach der Landung folgen wir vorsichtig den Wänden nach und suchen den tiefsten Punkt. Wir haben den Abfluss, wie wir glauben, bald gefunden. Schau, da liegt ja Spreuer! Ob es wohl derjenige ist, den man am 9. Tag im See gesehen haben will? Jenseits einer Felsbarriere führt ein enger Schacht tiefer hinab. Wir können hier noch einige Meter hinabklettern, dann aber wird das Gestein grifflos. Steine fallen lange und sehr tief. Stumm treten wir den Rückweg an. Hier reicht unsere heutige Ausrüstung nicht aus. Volle 40 Minuten hängen wir auf dem Rückweg am Seil, bis wir oben sind ...

Am 10. November 1946 wird ein neuer Angriff auf die Abflussschächte durchgeführt, und zwar mit dem Ziel, in die Beatushöhlen hinabzudringen. Zu diesem Zwecke gelangte eine Motorwinde zum Einsatz. Auch musste eine Gruppe tüchtiger Alpinisten zusammengestellt werden. Es halfen mit aus dem SAC, Sektion Interlaken, A. Mehr, F. Knuchel sen., H. Minder, Dr. H. Zollinger, H. Ineichen und Bergführer Schwendimann. Um den Einsatz der Motorwinde sicher zu gestalten, brauchte es der grossen Tiefe und Entfernung wegen ein sicher spielendes Verbindungsmittel. Wir verwendeten Armee-Feldtelefonstationen mit Gefechtsdraht-Verbindung. Als technisches Personal stellten sich W. Gertsch und Ad. Beyeler zur Verfügung. Den Rest der Gruppe bildete der alte Stock: Rud. Homberger, F. Witschi und der Schreibende. Die Winde wurde am Vorabend neben dem grossen Eingang auf flachem Boden festgepfählt. Weil über den Abgrund zwei Tannen hinauslehnten, konnte hier eine Rolle angebracht werden, über die das Seil hinabliefe. Hier stieg man ein und aus. Ein Beobachter regulierte von hier aus mit Zeichen die Geschwindigkeit. Es war dies nötig, weil das Bedienungspersonal nicht sah, was unten vorging. Sobald der Einfahrende über die Kante geglitten und allen Blicken entschwunden war, spielte die Telefonverbindung. Es zeigte sich als die beste Lösung, den Absteigenden einzig mit der Windenbremse hinabzulassen. So konnte der Abstieg in 30 bis 45 Sekunden bewerkstelligt werden, während man für den Aufstieg mit Motor fünf Minuten benötigt. Dies

ermöglichte, innert kürzester Zeit zwölf Teilnehmer hinabzutransportieren und sofort in die Schächte einzusteigen. Während der Schreibende den Hälilochgrundriss aufnahm, tönten gedämpfte Hammerschläge und auch dumpfes Murmeln aus der Tiefe herauf; eine Seilsicherung wurde befestigt, um dann Bergführer Schwendimann hinabbaumeln zu lassen. Er erzählte nachher: «Anfänglich war der Schacht spaltartig eng, dann erweiterte er sich zu einem weiten Rohr, das ganz an das Häliloch erinnerte, doch folgte auf einmal ein Eisboden . . .» Das war zirka 50 Meter tief unten. Auch die von Homberger beschriebenen Schächte weisen solche Eisböden auf.

Dieses Resultat enttäuschte uns alle sehr, denn wir hofften bestimmt, den Einstieg in das Beatushöhlensystem zu finden. Wenn wir nicht aufgeben wollten, hiess es jetzt einfach überlegen und Tatsachenmaterial sammeln über alles, was man bis jetzt von dem Gebiet geologisch wusste, die Wasserverhältnisse des Berges studieren, Flugaufnahmen zu Rate ziehen und das Gebiet nach andern Einstiegsmöglichkeiten absuchen. Was ergab diese weitverzweigte Arbeit?

Nach der Ansicht von Dr. P. Beck hat das Häliloch vermutlich schon in der letzten Interglazialzeit bestanden, und er nennt den grossen birnförmigen Raum zwischen Burgfeldstand, Niederhorn und den Felswänden ob Spirenwald eine Karnische, in der zur Eiszeit ein Lokalgletscher lag. Da mag das Häliloch schon damals das Gletscherwasser aufgenommen haben. Wir stellten uns die Zeit vor, in der die Gegend dicht bewaldet und vom Höhlenbären, Steinbock, Riesenhirsch und vielen andern Tieren besucht war, wie dann das Vordringen des Eises alles verwüstete und erst viel später das Grün wieder spross, das Leben wieder pulste, als das letzte Eis geschmolzen war. Wir sahen im Geiste das Häliloch als Fallgrube, das hie und da abstürzendes Wild aufnahm, in seinem Eise barg und erhielt. Ob da nicht solche Überreste aus der letzten Zwischeneiszeit zu finden wären?

Jeder der Teilnehmer, der mit ins Häliloch kam, war überwältigt von der Grösse des Schlotes. Es ist nicht eigentlich die Weite des Bodens (500 Quadratmeter), sondern die ungewöhnliche Tiefe, die Abstieg und Aufenthalt so eindrucklich macht. Angesichts dieses gewaltigen Ausmasses muss man sich unwillkürlich nach der Entstehungsgeschichte der Höhle fragen. Grob beantwortet, ist das Häliloch das Werk des nimmermüden, ewig nagenden, auflösenden und wegschwemmenden Wassers. Der mäch-

tige Querschnitt aber spricht für ein sehr hohes Alter. Wir fragten uns auch, warum es nicht bis in das Beatushöhleensystem hinunterreicht, sondern nur den Hohgantsandstein durchbricht? Es sollte noch 150 Meter — um Schrattenkalkdicke — tiefer sein. Es macht den Anschein, dass es eingestürzt und bis zur Hälfte mit nachgefallenem Sandsteinmaterial ausgefüllt ist. Der Boden des Häliloches wäre der obere Rand des Sturzmateriels, überdeckt mit dem eigenartigen Gletscherchen, das sich alle Winter durch Sturzschnee erneuert. Da die Wärme des Tages und der Jahreszeiten nicht hinabdringt, sondern aufwärts strömt, reicht die Erdwärme höchstens zum Wegschmelzen der tiefsten Eisschichten. Die Höhle bleibt also auch im Sommer ein die Null-Grad-Grenze nie überschreitender Kaltluftsee. Doch wie das Eis wegstreichen? Die billigste Art, die Eismassen wegzuschmelzen, um den Boden betrachten zu können, wäre, den Zufluss in das grosse Schlot zu lenken, wo das Regenwasser mit seinen überflüssigen Kalorien zum Schmelzen genügen würde. Vielleicht gäbe das Eis auch interessante Funde frei.

Den Gedanken bestätigend, dass das Häliloch heute trotz seinen 117 Metern nur noch zur Hälfte besteht, ist die Tatsache, dass die sogenannten Abflussschächte einen erhöhten Eingang in den Seitenwänden haben. Sie setzen sich auch parallel zum Hauptloch selbständig nach oben fort, von wo ihnen Wasser zusickert. Sie scheinen selbständig zu sein und haben ihr Entstehen nicht dem Hauptloch mit seinem Bächlein zu verdanken. Der eine der Schächte gibt sich im Gelände als trichterartige Vertiefung, ohne Öffnung (Doline), zu erkennen. Die bisher als Abflussschächte bezeichneten Höhlen sind in Wirklichkeit selbständige, engere Hälilöcher, die durch das Losbrechen der Hälilochwand beim Einsturz seitlich in halber Höhe geöffnet wurden. Der eigentliche Abfluss erfolgt durch den Schutt bis dort, wo die ursprüngliche Höhle auf den wasserauffangenden Drusbergmergel trifft. Darum ist es wohl nie möglich gewesen, mit Spreuer den Abfluss zu ermitteln. Der Spreuer blieb seitlich auf dem Schutt liegen wie Kaffeesatz im Sieb.

Wir mussten uns aber immer wieder fragen, was denn die Höhle gerade hier an diesem Ort und nicht anderswo entstehen liess?

Der Hohgantsandstein des Beatenberges ist ja wasserundurchlässig. Und trotzdem, betrachten wir die Karte, so fällt uns die grosse Wasserarmut auf. Im Habkerngebiet ist ein enges Bachnetz — hier nur trockene Graben vom Waldrand bis ins Seefeld. Eine Niederschlagskarte zeigt

aber hier wie dort über 1600 Millimeter Regenwasser als Jahresdurchschnitt. Woran liegt es denn? Wo verschwindet das Wasser?

Eine häufige Erscheinung im Gelände sind trichterförmige Bodenvertiefungen (Dolinen). In Flugaufnahmen lassen sie sich wie Perlen an der Schnur zusammenhängen. Nähere Untersuchungen zeigen dann, dass sie auf sogenannten Verwerfungslinien liegen. Es sind dies Linien, auf denen die ganze Gesteinsunterlage bis tief hinunter geborsten ist und die eine Seite mit allen Schichten absank. Die ausgeglichene und bewachsene Oberfläche lässt nicht mehr ohne weiteres den Verlauf des Bruches feststellen. Die Dolinen aber verraten sie uns. Es gibt hier oben eine grosse Anzahl solcher Brüche. Viele Graben im Beatenberggebiet werden in ihrem Lauf davon beeinflusst, dass ihnen dadurch Knickungen aufgezwungen werden, oder dass sie ihnen entlang verlaufen. Unablässig versickert hier durch die Bruchspalten das Wasser, durch den geborstenen Hohgantsandstein und den darunterliegenden, fast 200 Meter mächtigen Schrattenkalk bis auf den Drusbergmergel und folgt hier der Schiefe der Schichten hinab zum Thunersee. Das nagende und auflösende Wasser weitet die Bruchlinien zu Spalten und Schächten aus. Wenn die Oberfläche auch mitgeschwemmt wird, so entstehen die Dolinen. Dort aber, wo die Voraussetzungen besonders günstig sind (Schnittpunkte von Bruchlinien, genügend Wasser, lösliches Gestein usw.), besteht die Möglichkeit, dass sich die Dolinen öffnen und der dunkle Schacht sichtbar wird. Einen dieser seltenen Fälle haben wir im Häliloch vor uns. Es liegt auf dem Schnittpunkt zweier Verwerfungslinien und in einem günstigen Einzugsgebiet. Aber auch hier nimmt das Häliloch keine Sonderstellung ein. Wir fanden östlich zwischen Burgfeldstand und Gemmenalphorn, Koordinaten 627900 und 174750, 600 Meter östlich Burgfeldstand, einen weitem Naturschacht. Es ist das sogenannte Marchloch. Auch hier kreuzen sich zwei Brüche, und das Einzugsgebiet ist günstig (Karnische). In der äusseren Grösse steht es dem Häliloch nicht nach. Es ist aber eingestürzt und heute bloss noch zirka 15 Meter tief. —

Für mich war die Überraschung gross, als ich Naturschächte kleinerer Grösse, beim Dorfe Beatenberg selber fand. Sie befinden sich längs der Strasse zwischen Kühlaunenbach und Fitzliggraben, und sind beim anstehenden Felsen als hand- bis fussbreite Spalten zu beobachten. Sie sind zum Teil mit Aaremoräneschutt gefüllt. Auch im Bachbett des Kühlaunenbaches sind sie in grosser Zahl - mit Sand gefüllt - sichtbar. Man erzählte

mir, dass man früher bei einem derselben, unterhalb der Brücke, den Beatusbach habe rauschen hören. Auch bei Fundamentarbeiten zu Neubauten fand man sie und gebrauchte sie als Abflussschächte für das Abwasser.

Wir waren durch diese Arbeiten um viele Erfahrungen reicher geworden. Vor allem war jetzt klar, wohin das Regenwasser überall verschwindet und woher die Wasserarmut kommt. Einen begehbaren Eingang zu den Beatushöhlen fanden wir nicht. Also versuchten wir es von unten, durch die Höhlen selbst. Wie sehen diese Spalten unten aus, kommt man bis zum Häliloch durch? Sind wirklich inhaltsreiche Seen zu entdecken?

Wo enden die Beatushöhlen?

Vor mir liegen die vielen Tagebuchseiten meines Freundes und Vermessungsfachmannes dipl. Ing. F. Kieffer. Ohne viel Aufhebens hat er an der Erforschung der Beatushöhlen gearbeitet, im strömenden Bergbach durch viele Nächte hindurch und auch zu Hause über dem Reissbrett. Kameradschaft, Treue und echte Begeisterungsfähigkeit liessen ihn durchhalten. Geldgewinn konnte und wollte ja keiner von uns erwarten.

Gerade die Gedanken und Gefühle unseres Schweigers im Chor der Höhlenkameraden können uns am besten erzählen, wie die Erforschung zu und her ging. An mir aber wird der Fehler liegen, wenn es mir nicht gelingt, das Beste glücklich herauszupicken.

Dezember 1946

Der erste Schritt im Dienste der Höhlenforschung ist die Anschaffung eines Sitometers. Wir werden keinen Theodolit in die Höhlen bringen, vorläufig wenigstens noch nicht, aber dieses kleine und praktische Instrument müssen wir haben. Ein Messband wird Franz schon irgendwo auftreiben können. Meine Fantasie arbeitet schon in den Höhlen, überwindet Stufen und Engpässe und bleibt beim Anblick eines mächtigen Domes im Innern des Berges überwältigt stehen. Auf meinem Zimmer übe ich nun fleissig Höhlenforschung. Abends versuche ich in der Dunkelheit mittels einer Taschenlampe und dem Sitometer Horizontal- und Höhenwinkel zu messen, stehend und liegend, denn das Messen liegend mit dem

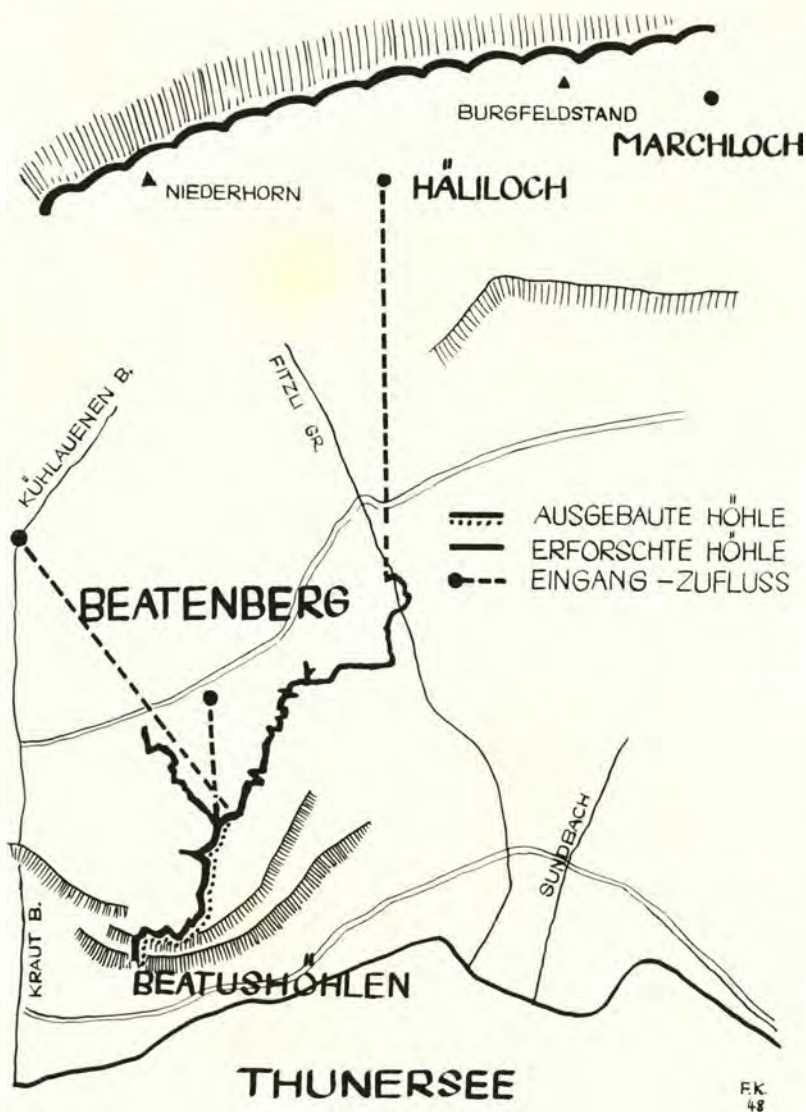
Sitometer in der einen und der Taschenlampe in der andern Hand ist gar nicht so einfach wie man denkt. Während der beruflichen Arbeit auf dem Felde werden zwischen hinein rasch einige Azimute gemessen von Vermessungsfixpunkt zu Vermessungsfixpunkt. Der Vergleich zwischen gerechnetem und gemessenem Azimut dient zur Kontrolle des Sitometers . . .

10. Januar 1947

Heute Samstag nach dem Nachessen fahren wir zu dritt mit dem Velo nach den Höhlen, von Fritz Gimmel erwartet. In einem Raum vor dem Eingang kleiden wir uns um und treffen die letzten Vorbereitungen. Die Stollenlampen und Wasserstiefel sind bereits hier. In einem alten Rucksack werden einige Weggli, Orangen, etwas Schokolade sowie ein Paar Socken, ein Hemd und eine Taschenapotheke verstaut. Auch die Büchse Karbid darf nicht fehlen. An Schnüren um den Hals hängen Sitometer und Bakelittaschenlampe. In der Kartentasche steckt das wohlvorbereitete Feldbuch mit Kolonnen für Punktbezeichnung, Distanz, Azimut, Bemerkungen usw. Irgendwo hat Franz ein Messband auftreiben können. Unterdessen ist Gimmel mit dem Herrichten der Karbidlampen fertig geworden. In einer Spezialledertasche sind die Ersatz- und Reinigungsgegenstände untergebracht. All die Einzelheiten deuten schon auf etwas Erfahrung hin, die sich Franz, Wipf und Gimmel gesammelt haben. Meine tadellos saubere und ganze Windjacke verrät noch den Neuling. Nun aber los, mich drängt es, in den Berg zu kommen. Rasch noch eine Seilschlinge um den Leib gebunden, den Hut auf den Kopf und eine Lampe in die Hand. So treten wir um 20.15 Uhr durch das Eisentor, begrüßt vom Tosen des Beatenbaches. Ob er uns willkommen heisst oder warnen will, ich weiss es nicht. Jedenfalls wird er uns nicht viel antun können, denn die Kälte und die Trockenheit der vergangenen Tage haben ihn sehr geschwächt . . . Wir erreichen bald denjenigen Punkt der Höhle, wo eine Eisenstange den schmalen Gang abriegelt und jedem Besucher Halt gebietet. Die letzte elektrische Lampe erhellt noch die spitz abgewinkelte Felskante, um die der Bach zum Vorschein kommt. Dahinter ist es dunkel, rätselhaft. Wo kommt dieses Wasser her? Mittels einem kleinen Holzleiterchen steigt einer nach dem andern über das Eisengeländer hinunter in den Bach, der uns hier knapp an die Knöchel reicht. Das Profil der Höhle ist schmal, etwa einen Meter breit, doch fast acht Meter hoch. Mit roter Farbe malt

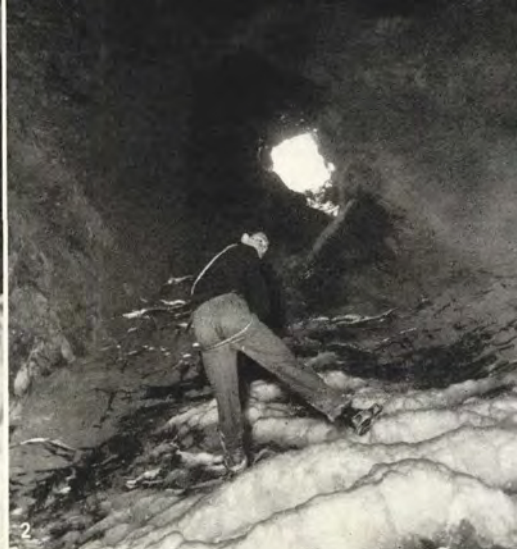
Wipf einen Punkt an einen Felszacken, unsern Ausgangspunkt für die Vermessung . . .

Die beginnende Arbeit ist mühsam. Die Stollenlampe muss ich mir möglichst vom Leibe halten, um eine Beeinflussung der Magnetnadel zu vermeiden. Es ergeben sich Sichtschwierigkeiten beim Ablesen des Instrumentes. Zwischenhinein schlägt sich wieder Wasser auf das Glas nieder, so dass ich überhaupt nicht mehr durchblicken kann. Auch die Verständigung ist selbst auf diese kurze Strecke mühsam, denn die Worte gehen im Rauschen des Baches unter. Franzens Warnung vor Typhusmöglichkeit muss mir offenbar Eindruck gemacht haben, denn bald habe ich mir ein eifriges Spucken angewöhnt, sobald sich ein Tropfen Wasser auf meine Lippen verirrt. Endlich, nach langem, sind die ersten Punkte bestimmt. Wipf bleibt bei der Latte auf Punkt 3, während Franz und ich so rasch als möglich durch das herabfallende Wasser, das durch ein Loch in der Decke eindringt, durchschlüpfen und weitere Messpunkte suchen. Mehr als 10 m kommen wir pro Messung nicht weiter. Gimmel hat in der vorangegangenen Woche wertvolle Vorarbeit geleistet, indem er an verschiedenen Stellen Laden gelegt und Leitern angefertigt hat zur Überwindung von Felsstufen. Hier bei Punkt 5 ist bereits ein solcher Absatz, wo wir etwa drei Meter aus dem Bach aufsteigen müssen, weil wir unten nicht weiter können. Zwischen den Lagemessungen nehmen wir an einigen Stellen auch das Querprofil des Ganges auf, das in der Breite 1—4 und in der Höhe 3—10 m variiert. Wipf steigt die Wände hinauf, um oben die Ausbuchtungen im Profil zu erkunden, da wir sie mit unseren Lampen nur unklar zu erfassen vermögen. Das Messen geht nun etwas rascher, aber es hat lange gedauert, bis ich mich von meiner Phantasiehöhle im Zimmer auf die Richtige umgestellt habe. Stehend, knieend und oft sogar halb im Wasser liegend, um möglichst lange Visierlinien zwischen den Felszacken hindurch zu erhaschen, ermitteln wir weiter die Richtung des engen Ganges. Die Arbeit nimmt uns so sehr in Anspruch, dass wir für andere *Eigenarten der Höhle* kaum mehr ein Auge haben. Immerhin stellen wir fast überall in der Längsrichtung feine Spalten im Höhlendach fest, die vermutlich dem Wasser den Weg gewiesen haben. . . Mitternacht ist längst vorüber. Ich zähle die gemessenen Distanzen zusammen und stelle enttäuscht fest, dass es bloss 182 m sind. Alles ist so neu und überwältigend für mich, dass ich mich vergessen habe. Ich will weiter, weiter, will fertig messen. —



F.K.
48

Übersicht über den Verlauf der Beatushöhlen im Gelände, im Zusammenhang mit den nachgewiesenen Eingängen und Zuflüssen
Höhlenverlauf nach der Aufnahme von dipl. Ing. F. Kieffer 1946/1947 und 1947/1948



Photos: Hans Steiner, Bern

- 1 *Einstieg in das kleinere Loch. Am Seil hängt nun der Kletterer 117 m über dem ersten Boden*
- 2 *Der erste Boden ist bald erreicht. Hoch oben, fern wie die Münsterturmspitze, ist das Einstiegloch*
- 3 *Über ein Gletscherchen hinauf gelangt man in einen weitem tiefen Schacht. Im Hintergrund der Fuss des Eis- und Schneekegels*
- 4 *Ein riesiger Schneeberg, der im Sommer vergletschert, liegt unter der grossen Öffnung. In der Mitte des linken Bildrandes ist der Kontakt Hohgantsandstein — Schrattenkalk sichtbar*

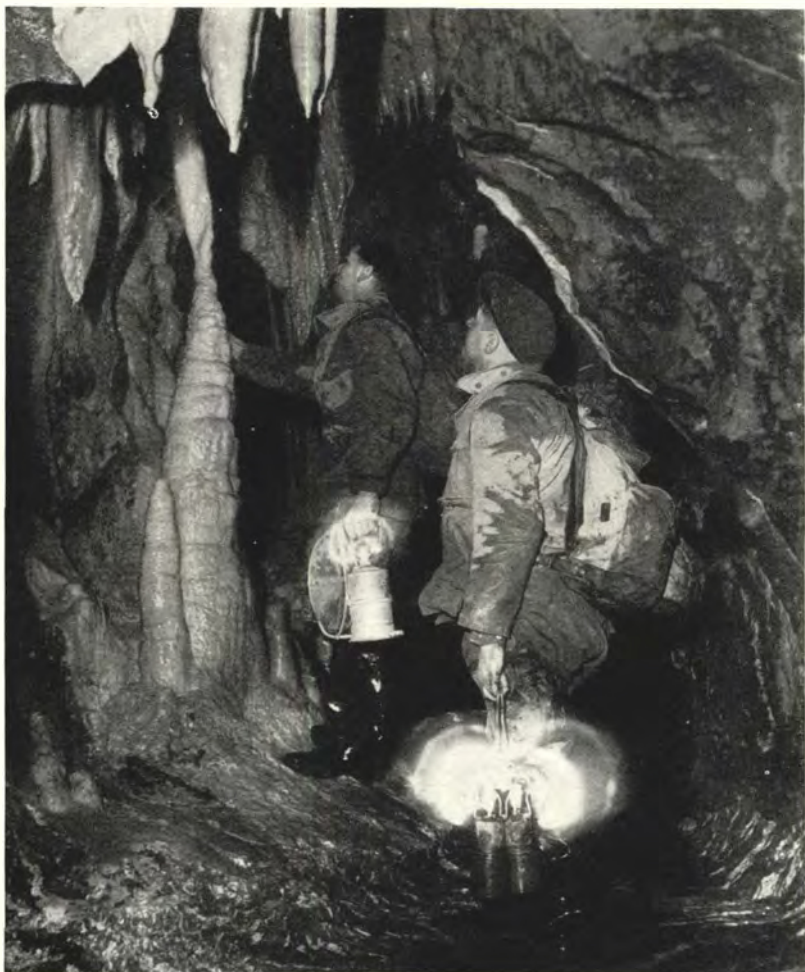
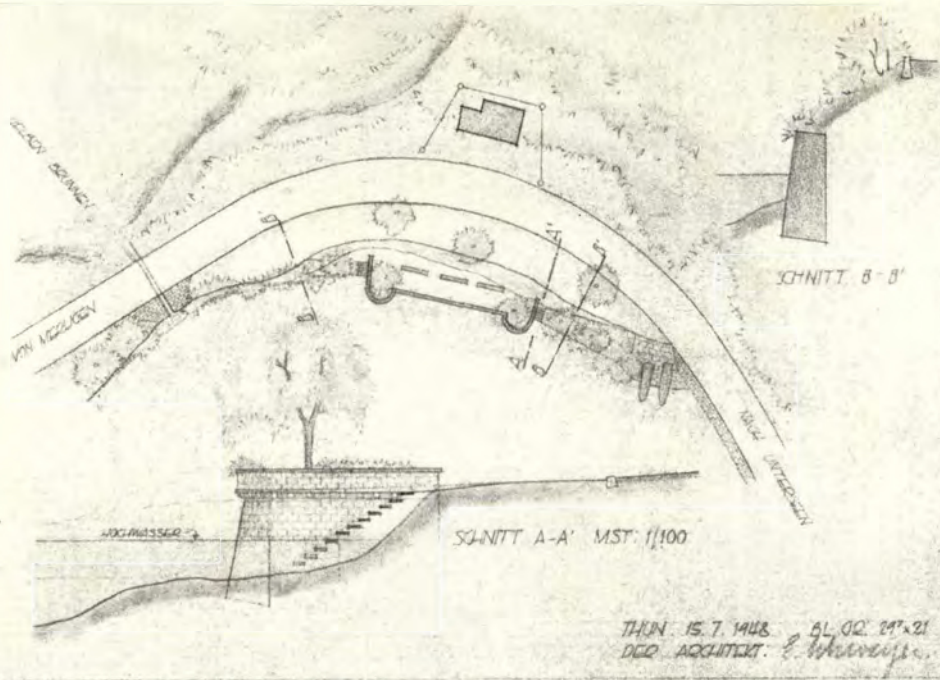


Photo Hans Steiner, Bern

*Schöne Stalaktitenbildung bei km 1,3
Jahrtausendelanges Einträufeln kalkhaltigen Wassers schuf diese Säule*



Platz beim Gelben Brunnen, Situation. Bergwärts wird Parkierungsgelegenheit für Automobile geschaffen
Seewärts entsteht ein Rastplatz für die „kleinen Leute“



Beim Gelben Brunnen, Schaubild

Diese schöne Bucht liegt zwischen unserem Pilgerweg und unserem Naturschutzgebiet Neuhaus-Weissenau

Heute haben sich Hans Steiner, Fotos, Bern, Dr. H. Zollinger und H. Ineichen zu uns gesellt. Die Ausrüstung ist um vieles bereichert worden: Mauerhaken, Kletterhammer, Bergseil, Reepschnur und Kletterschuhe. Jeder hilft mit, Vacublitz und Filme Hans Steiners nachzuschleppen. Um meinen Hals baumelt als dritter Gegenstand ein Höhenmesser. Auch Thermometer und sterile Fläschchen zur Entnahme von Wasserproben müssen mit. Auch Gimmel war nicht müssig. Er hat unter der Woche weitere Leitern hergestellt, denn wir beabsichtigen, diese Nacht so weit als möglich in unbekannte Gefilde vorzudringen.

Wie im Märchen der sieben Zwerge geht einer hinter dem andern her mit einer Lampe an der Hand und einem schweren Rucksack am Rücken. Einer trägt sogar eine Leiter mit sich.

Das Thermometer zeigt eine Aussentemperatur von 0 Grad C an. Sobald wir die Höhle betreten, wird es wärmer und einer nach dem andern bleibt zurück, um sich eines Kleidungsstückes zu entledigen. Die Temperatur bleibt konstant auf 10 Grad C, während das Wasser 7,5 Grad C aufweist. Hans Steiner kommt mit seiner Kamera samt Blitzlichteinrichtung erstaunlich gut nach. Geschickt weiss er seine Objekte zu wählen. . . Unsere Rucksäcke sind unpraktisch. Sie bleiben immer wieder hängen. An bestimmten Stellen müssen wir sie vom Rücken herunternehmen und sie vor uns herschieben. Den zweiten Wasserfall, bei dem wir am vorigen Samstag umkehrten, überwinden wir mit Leichtigkeit. Fritz Gimmel hat hier unterdessen ein Drahtseil angebracht. Nach wenigen Metern steht ein mit Kalk überkrusteter Sandberg. Die Höhle erweitert sich hier auf ungefähr 10 m. Wir setzen uns hier zu einem gemütlichen Mitternachts-hock nieder. Auch die Stollenlampen verlangen neue Nahrung. Der Rauch der Zigaretten vermischt sich mit dem Dampf unseres Atems und verliert sich in dunklen Winkeln. Der Bach singt sein ewiges Lied und regt uns zum Jauchzen und Singen an. Alle sind wir guter Dinge. Es geht wieder weiter. Mich reisst der «Gwunder» immer voran. Der Gedanke, auf nie begangenen Wegen zu wandeln, macht mich erhaben. Doch da, was bedeutet die Zahl 30, gross hingemalt an die Wand? Waren Wipf und Franz doch schon hier hinten, oder? — Ich gehe weiter und suche zu verstehen. Doch richtig, im Bericht über die Beatushöhlen ist ein weiteres Vordringen über den heute dem Publikum zugänglichen Teil kurz erwähnt.

Auch der Geologe Arnold Heim war schon hier hinten. Ebenso weiss Gimmel zu berichten, dass schon vor Jahrzehnten einige Männer dem Berg zu Leibe zu rücken versuchten. . . Schwierig wird es erst nach dem dritten Wasserfall: Die Höhlendecke kommt wieder einmal bedrohlich nahe auf den Wasserspiegel und es scheint ordentlich tief zu sein. Im Sand und Wasser stehend, rutsche ich immer tiefer und tiefer und um nicht meine beiden Stiefel voll zu kriegen, muss ich zurück. Franz mit seinen Kanalhosen versucht nun seinerseits den Durchgang. Bis an die Brust im Wasser stehend, tastet er sich langsam vorwärts und er schafft es, der Grund beginnt sich wieder zu heben. Aufmerksam folgen unsere Augen seinem Vorgehen. Eine Leiter schwimmt ihm nach, sie reicht jedoch nicht bis zum anderen Ufer. Also rasch zwei Leitern mit Seilschlingen zusammenbinden und fertig ist die Brücke, die nun einer nach dem andern auf den Knien passiert, den Rucksack vor sich herschiebend und den Kopf unten auf der Leiter. . . Es ist viele Stunden später, draussen muss der Tag bald grauen, und wir kämpfen uns durch einen immer enger werdenden Höhlenquerschnitt vorwärts. Plötzlich weicht die Felsdecke jäh in die Höhe, wo sie unsere schwachen Lampen nicht mehr erreichen können. Das Häliloch? Nein, bestimmt nicht, aber etwas Ähnliches. Wir stehen in einem sehr hohen Zylinder, in den ein dünner Wasserstrahl hinabfällt. Doch was ist das? Da stehen ja Leitern, die zu einem schmalen Felsband hinaufreichen, richtige Holzleitern, die im Laufe der Zeit vom ewigen Regen schwarz und schwach geworden sind. Und da am Boden? Da liegen Eisenteile und ein kleiner Farbkessel. Und da an der Wand? Wir entziffern die Inschrift:

27. 10. 1904, J.W., G.B., G.M.

Das war also zu jener Zeit, da die Beatushöhlen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Einer sieht den andern an, aber keiner spricht ein Wort. Dann steigen sieben Augenpaare wieder über die morsche Leiter hinauf und stellen mit Hilfe von Steiners Stablampe weitere Leitern fest, die wie Treppen in einem Kirchturm von einer Wand zur andern ragen. Fein rieselt der Wasserstaub auf uns nieder und lässt uns erschauern. Noch ein letzter Blitz mit der Kamera, und wir treten für heute geschlagen den Rückweg an, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Mich kostet das Umkehren wieder einige Überwindung, und den andern mag es nicht besser gehen. Doch was sollen wir heute? An

der glatten, nassen Wand ist mit Seil und Mauerhaken nicht viel anzufangen, und die Leitern sind nicht mehr stark genug, um uns zu tragen. Auf dem Rückweg finden wir einen günstigen, zirka 100 Meter langen Trockengang. Er erspart uns die Leiternbrücke. Müde begrüßen wir den Bach wieder mit einem Jauchzer. Nicht dass wir sein nasskaltes Wesen besonders schätzen, aber er ist nun einmal da, und wir müssen uns mit ihm abfinden. Wohl bereitet er uns sehr viele Schwierigkeiten, aber schliesslich ist er doch der Urheber des ganzen Höhlensystems. Die unzähligen Tröpflein, die er seit Jahrtausenden dem Thunersee zuführt, sind die Schöpfer dieses Werkes. Fast etwas gleichgültig watscheln wir im Wasser dahin. Nass sind wir ohnehin längst, so dass es auf etwas mehr oder weniger Wasser in den Stiefeln nicht mehr ankommt. Plötzlich ist es hinter mir, wo Wipf folgt, dunkel. Die Stollenlampe ist ihm entglitten und ausgerechnet in einem der unzähligen Seelein verschwunden. Es kostet einige Mühe, sie mit Fußspitzen und Händen herauszufischen. Doch nach zehn Minuten haben wir sie. Er hält sie an die meinige. Ein Blitzen, und Wipfs Lampe brennt munter weiter.

Um 7.30 Uhr empfängt uns der anbrechende Tag am Höhleneingang. Um Vieles bereichert, legen wir unsere verschmutzten und zerrissenen Kleider ab...

9. Februar 1947

Um Mitternacht sind wir wieder beim hohen Wasserfall. Wipf entfernt die alten Leitern, welche beim Aufschlagen völlig in sich zusammenbrechen und sucht die neuen zu befestigen. Beinahe wäre er dabei rückwärts in die Tiefe gestürzt, aber unverdrossen arbeitet er weiter. Durch Mauerhaken und Seil gesichert, arbeitet er auf dem Felsband. Keiner getraut sich, ihm nachzusteigen. Ist es der Schreck, den uns Wipfs Ausgleiten eingejagt hat? Mein Entdeckungsdrang versagt hier, da die Angst sich meiner bemächtigt hat. Bis oben an die Leiter komme ich, dann ist es fertig. Beschämt, aber unfähig, weiterzugehen, kehre ich um. Während Wipf das weitere Vorgehen rekognosziert, beginnen Franz und ich rückwärts zu vermessen... Müde steht Franz bei seiner Lampe und hält das Messband. Während der kurzen Pause, die durch eine Profilskizze entsteht, schläft er gar ein, stehend an den Fels gelehnt. Um 8.45 endlich, schliessen wir beim letzten Punkt der ersten Messung zusammen.

Wipf war heute 17 Stunden im Berg.

Heute kann es nicht fehlen. Zolo und Ineichen, die grossen Kletterer, sind dabei; es geht dem hohen Wasserfall zu Leibe. Prächtige Öltuchkleider der Firma Christen & Cie., Bern, schützen uns vor Nässe, die oben von den Decken träufelt. An Stelle der Rucksäcke sind Sturmpackungen aus Autoschläuchen getreten, so wie sie Hans Ineichen ersann. Wipf und Ineichen leisten beim Schlot gute Arbeit. Doch bringen sie den niederschlagenden Bericht: Es ist fertig, man kommt nicht mehr weiter. Die Höhle ist oben bis auf ein kleines Wasserloch zugesintert. Weiter unten finde ich nun doch noch einen Schlauf. Völlig ausgestreckt, die Lampe vor mich herschiebend, winde ich mich Meter um Meter vorwärts. Mit hellem Klang brechen die feinen, hohlen Kalknadeln in sich zusammen. Dann ist es wieder still, mäuschenstill. Da, habe ich recht gehört? Ich bleibe liegen und lausche. Ein Johlen und Rufen hinter mir, Franz folgt. Es ist gut, denn zu zweit ist es nicht gar so unheimlich. Wie Maulwürfe arbeiten wir uns vorwärts. Wieder lässt uns etwas aufhorchen. Ist das nicht das uns so vertraute Lied des Beatenbaches? Unsere Zuversicht steigt sprunghaft an und treibt uns zu rascherem Kriechen. Das Rauschen wächst an. Franz befürchtet zwar, dass wir wieder im alten Gang enden. Ich kann es nicht beurteilen, da ich jegliche Orientierung verloren habe. Noch einige Meter, und unser Loch mündet in der Decke eines neuentdeckten grossen Ganges. Hier rauscht ein Seitenarm des Beatenbaches talabwärts. Franz und ich machen uns eilig ans Messen. Die Übrigen stossen, uns überholend, weiter vor ...

Soweit die Tagebuch-Ausschnitte Fritz Kieffers über die Anfänge unserer Beatushöhlenforschung. Das Pensum seiner Vermessung in den Wintern 1946/47 und 1947/48 beträgt 2559,00 Meter. Davon entfallen auf den ausgebauten, dem Publikum zugänglichen Teil 762,5 Meter. Um alle Messungen eindeutig festzulegen, wurde durch einen sogenannten Rückwärtseinschnitt der Null-Punkt des Poligonzuges bestimmt (Koordinaten 626 262,6/170 433,3, Höhe 689,7 Meter über Meer).

Die Arbeit im Berg kannte aber noch andere Gesichtspunkte. Nicht minder interessant ist die bakteriologische Forschung, die auf die Initiative von Armin Brügger, S. A. C. Bern, unseres, von Ideen sprudelnden Seniors, zurückgeht. Es gelang uns dabei, sechs verschiedene Coli-Ein-

brüche zu lokalisieren und mit Hilfe von Färbungen einen davon auf einen Naturschacht unterhalb der Beatenbergstrasse zurückzuführen. Wir verdanken diese Resultate vor allem Herrn P. Ritter von der Versuchsanstalt Liebefeld. Er hat in verdankenswerter Weise die Proben jeweils untersucht.

Heinz Örtli, unserem Geologiestudenten, der sich bereits in verschiedenen Pyrenäenhöhlen die Sporen abverdient hat, machten unterdessen die charakteristischen Ausbuchtungen im Höhlenquerschnitt zu schaffen. Er suchte nach Zusammenhängen: Eiszeiten — Höhlenentstehung.

Ein Problem für sich sind die Granitblöcke im Bachgeröll. Wir konnten sie bis in den sogenannten Westgang verfolgen, den wir bis knapp unterhalb der Strasse (Haus Bay) vermessen. Diese Granite entstammen der Aaregletscher-Moräne auf Beatenberg und sind durch Felschächte heruntergestürzt. Wir haben besonders hier im Westgang unermessliche Felsspalten in der Höhlendecke gefunden. Fritz Kieffer und Bergführer Schwendimann versuchten, eine derselben zu erklettern. Nach 25 Meter erreichten sie ein oberes Gangsystem — doch auch hier gab es wieder neue, dunkel gähnende Spalten, die von keinem Licht zu erleuchten sind. Ob sie wohl mit dem Bergsturzgebiet von Balmholz zusammenhängen?

Eines Tages entdeckten wir bei km 1,3 angeschwemmte Tannadeln, und das auf einer jungen Sandbank in einem toten Höhlengang. Sie brachten uns auf den Gedanken, nachzuforschen, ob sich auch Blütenstaub, sogenannte Pollen, vorfinden. Wenn sich das bestätigen würde, könnte man die abgelagerten Pollen alter Sandanschwemmungen zu Altersbestimmungen benutzen. Die Zukunft wird wohl auch darin Klarheit schaffen.

Wo enden die Beatushöhlen? Eines der Enden ist das Häliloch. Aber auch die unsichtbaren, von Moräne und Gras überdeckten Felsspalten im Gebiet der Bäuert Schmocken sind Eingänge. Das äusserste Ende dürfte aber in den Kalkfelsen des Guggisgrates, die steil ins Justistal abfallen, zu suchen sein. Es ist aber durchaus möglich, dass das Wasser hier auf breiter Front einsickert, um sich erst allmählich in einer Hauptrinne zu sammeln. Wie weit wir aber von unten durchstossen, ob bis zum Häliloch, hängt vom Höhlenquerschnitt und von andern Unliebsamkeiten ab. Vorläufig sind wir im Hauptgang bei km 2,05 festgehalten (Höhe 960 Meter über Meer, 120 Meter unter der Erdoberfläche, 150 Meter

südöstlich des Hotels Schöneegg). Ein Syphon versperrt uns den Weg. Die Höhlendecke senkt sich ins Wasser hinunter, und aus dem dunklen «Jenseits» strömt der Bach lautlos hervor. Man müsste tauchen . . . Auch im Westgang behindert uns ein Syphon am weiteren Vorrücken.

Die Qualität der Expeditionsarbeit hängt aber nicht nur von der erreichten Tiefe ab, sondern auch von der Fähigkeit, Fragen zu sehen und der Intensität, mit der an den Lösungen gearbeitet wird. Da es bisher nicht an Eifer und Energie fehlte, hoffen wir auf gutes Gelingen für die Zukunft.

Franz Knuchel

Wildschwäne auf dem Thunersee

Ein Beitrag zu deren Vorkommen in geschichtlicher Zeit

Alte Chroniken und Urkunden berichten uns öfters über Naturereignisse, die dem Menschen zu Nutzen oder Schaden gereichten. Dagegen sind bloss Naturbeobachtungen aus der Zeit vor dem letzten Jahrhundert, zumal aus dem noch wenig besuchten Berner Oberland¹, selten überliefert. Das Auftreten eines so auffallenden Vogels, wie des Schwans, wird für den Zürichsee schon im 17. Jahrhundert gemeldet, während dessen erste Beobachtung auf dem Thunersee bisher in der wissenschaftlichen Literatur mit dem Jahre 1766 angegeben wird². Es sei deshalb auf eine bisher unbekannt gebliebene Briefstelle aus dem ehemaligen Spiezer Schlossarchiv näher eingetreten, die uns den Wildschwan auf dem mittleren Thunersee schon früher nachweisen lässt.

Der genannte Brief ist am 25. Januar 1709 an den damaligen Herrn zu Spiez, Venner Albrecht von Erlach, adressiert und vom Spiezer Pfarrer Caspar Stantz abgefasst³. Die Stelle lautet:

«Vor wenigen Tagen ist der Michel Ägler zu Fulensee (welcher von der Wohladeligen Herrschaft erlaubnusz hat allhier zu iagen und Gewild zu schieszen:) zu mir kommen, und mich ersucht, ich solle in seinem namen Meinem Hochgeachteten Junker Venner vermelden, wie dasz er denjenigen schönen groszen weissen Vogel (:Welcher er in dem Schachen geschoszen) der Wohladeligen Herrschafft anbiete und anfragen lasze, und er wolle auf Befehl warten, ob er disen Vogel entweder selbstn solle überbringen oder sonsten übersenden.

Obgedachter Michel Ägler sagte mir, er möge eigentlich nit wyszen was es für ein Vogel sei, ob es eine schneegansz sei, oder sonsten ein anderer Vogel, er habe niemahl keinen solchen groszen weissen Vogel ge-

1) Vgl. etwa A. Schaer-Ris: Literarisches Bilderbuch vom Thunersee. Jb. vom Thuner- und Brienzersee 1945, S. 13 ff.

2) Literatur bei W. Knopfli: Gänse, Schwäne, Enten etc., Bern 1938, S. 3318 (= Lfg. XVII des Katalogs der schweizerischen Vögel von Th. Studer und V. Fatio); s. unten Anm. 43.

3) Original in der Stadtbibliothek Bern, Miss. Hist. Helv. III. 235, Nr. 94.

sehen, er glaube, er sei wohl etwan 18 Pfund schwär, es würde der schönste Schlupf geben, dan es seien sehr viel und schöne federn daran. Ich halten aber gantzlich dafür, es sei ein schwan, wir haben zwey solche Vögel bey diser groszen kelte auf dem See gesehen fahren und schwimmen.»

Der Empfänger des Briefes, *Albrecht von Erlach*⁴, war als Enkel Franz Ludwigs und Neffe Sigismunds von Erlach durch Abfindung der übrigen Erben seit 1706 einziger Besitzer von Schloss und Herrschaft Spiez⁵. In Bern bewohnte er das von seinem Vater ererbte Haus westlich des Erlacherhofes an der Junkerngasse⁶, während er sich auf seinen Landsitzen Spiez und dem 1687 erworbenen Riggisberg⁷ offenbar nur im Sommer aufhielt⁸. Die laufenden Verwaltungsgeschäfte in Spiez besorgte damals in seinem Namen der dortige Statthalter Hans Berger⁹.

Der Briefverfasser, *Caspar Stantz*¹⁰, war seit 1706 Pfarrer zu Spiez¹¹. Er gehörte einer 1602 aus Brugg nach Bern eingewanderten burgerlichen Familie an, der zahlreiche Geistliche und Schulmänner entstammten¹². Caspar Stantz¹³ wirkte bis 1740 in Spiez¹⁴ und starb 1749 als Pfarrer zu Koppigen¹⁵. Als Pfarrer zu Spiez hatte er dem Herrschaftsherrn von

⁴) Getauft am 14. August 1644 (Münsterrodel Nr. 2, S. 71, im Staatsarchiv Bern). — Vermählt mit Katharina von Ligerz (Ehevertrag vom 17. Januar 1668 im Archiv der Familie von Erlach, Nr. 433, jetzt im Staatsarchiv Bern).

⁵) Belehnung durch den bernischen grossen Rat am 22. Februar 1707 (Staatsarchiv, Grosses Mann-lehenurbar, Nr. 2).

⁶) Heutige Nr. 49 (Heinrich Türlér: Geschichte von 20 Häusern an der Junkerngasse in Bern. Berner Taschenbuch, 41. Jg., Bern 1892, S. 218).

⁷) Staatsarchiv Bern: Ratsmanual Nr. 201, S. 26.

⁸) Albrecht von Erlach war als Venner zur Schmeiden und Inhaber einer Reihe von Ämtern und Gesandtenposten ein angesehener Berner, der durch eine Stiftung von 20 000 Pfunden den Bau des Bürger-spitals ermöglichte. Er starb 1723 ohne direkte männliche Nachkommen, worauf die Herrschaft Spiez an eine andere Linie des Hauses von Erlach überging.

⁹) Verwalterrechnungen von 1706 bis 1718 im ehemaligen Schlossarchiv von Spiez, Nr. 48, jetzt im Staatsarchiv Bern.

¹⁰) Getauft am 29. Oktober 1677 als Sohn des Samuel Stantz und der Helene, geb. Wyss (Joh. Rud. Gruner: Genealogie und Geschlechtsregister ... (1750) ... Stadtbibliothek Bern, Mss. Hist. Helv. XVII, 19, S. 15).

¹¹) Am 17. Mai 1706 durch A. und R. von Erlach ernannt und am 21. Mai präsentiert. Eintrag im Taufrodel von Spiez, Gemeindearchiv Spiez, Nr. 34/378, S. 308.

¹²) Hans Jakob Leu: Allgemeines, Eydenössisches oder Schweitzerisches Lexikon ..., Bd. XVII, Zürich 1762, S. 510 und Supplement dazu von Hans Jakob Holzhalb, Bd. 5, Zug 1791, S. 604.

¹³) Er heiratete 1724 Elisabeth Haller, die Tochter Johanns, Pfarrers zu Muri, blieb jedoch kinderlos. Gruner, a. a. O.

¹⁴) Staatsarchiv Bern: Ehemaliges Schlossarchiv Spiez, Nr. 43, (40).

¹⁵) C. F. L. Lohner: Die reformierten Kirchen und ihre Vorsteher im eidg. Freistaat Bern ..., Thun (1865), S. 415.

Zeit zu Zeit über die Ereignisse in Spiez zu berichten oder seinen Rat und Entscheid einzuholen¹⁶.

So teilt er in dem hier wiedergegebenen Briefe dem Venner Albrecht von Erlach zunächst mit, dass Michel Ägler¹⁷ zu Faulensee einen *schönen, grossen, weissen Vogel* geschossen habe. Gewissenhaft wird in zwei eingeklammerten Zusätzen die jagdrechtliche Lage erläutert: Der Schütze habe die Erlaubnis auf dem Gebiete der Herrschaft Spiez zu jagen und der erwähnte Vogel sei in Schachen geschossen worden. Die Gerichtshoheit und damit das Jagdregal über die ganze Fläche des Thunersees verwaltete im Namen der bernischen Regierung der Schultheiss von Thun; eine Ausnahme bildete einzig die Bucht von Spiez, der sog. Schachen, die unter die Jurisdiktion des dortigen Herrschaftsherrn fiel¹⁸. Dieses Jagdrecht hatten die Herren von Erlach mit den «Fischenzen»¹⁹ beim Kauf der Herrschaft Spiez im Jahre 1516 miterworben²⁰. Unter der an Michel Ägler erteilten Jagderlaubnis ist kein Jagdpatent im heutigen Sinne, sondern eher eine Art Wildhut zu verstehen; er hatte ja auch das geschossene Wild der «wohladeligen Herrschaft» anzubieten, wie wir aus dem Nachsatze ersehen.

Wie Pfarrer Stantz im weiteren berichtet, vermutet Ägler, der noch nie einen solch grossen Vogel gesehen habe, dass es sich um eine *Schneegans* handelt, deren zahlreiche Federn den schönsten Schlupf²¹ abgeben würden. Das Gewicht des Vogels wird vom Schützen auf ca. 18 Pfund geschätzt, was 8,811 kg entspricht²². Eigentliche Schneegänse sind bei uns äusserst selten, doch werden noch heute die meisten Wildgansarten im Volke als «Schneegänse» bezeichnet²³. Sollte Ägler auch das Gewicht

16) Der früheste erhaltene Brief ist vom 11. Januar 1708 datiert. Stadtbibliothek Bern, Mss. Hist. Helv. III, 235, Nr. 72.

17) Das Geschlecht der Ägler ist heute noch in den Ämtern Niedersimmental und Frutigen verbreitet (Familiennamenbuch der Schweiz, Bd. I, Zürich 1940, S. 36). Bekannt ist Johann Ägler von Krattigen (geb. 1851), der unter dem Pseudonym Cr. Crataegus schriftstellerisch tätig war (Herrmann Aellen: Schweiz. Schriftstellerlexikon, 1918, S. 23).

18) Hans Traeber: Das Wasserregal über dem Thuner- und Brienzersee bis zur Reformation, Archiv des hist. Vereins des Kantons Bern, Bd. 38, Heft 1, Bern 1945, S. 58 und 68.

19) Hermann Rennfahrt: Das Statutarrecht der Landschaft Frutigen, Aarau 1937, S. 386.

20) Staatsarchiv Bern: Deutsches Spruchbuch des oberen Gewölbes, Lit. X, S. 339 ff.

21) Der «Schlupf» (hochdeutsch Muff) gehörte in dieser Zeit auch zu gewissen männlichen Trachten. Schweizerisches Idiotikon, Bd. IX, Frauenfeld 1929, Spalte 633, vgl. dazu Spalte 119 und Bd. IV, 1901, Spalte 1147 und 1443.

22) Ein altes Bernpfund wog 489,5 g nach heutigem Gewicht. F. Bürki: Berns Wirtschaftslage im Dreissigjährigen Krieg (Archiv des hist. Vereins Bern, Bd. XXXIV, Heft 1, Bern 1937, S. 6).

23) W. Knopfli, a. a. O., S. 3297 und 3315.

aus begreiflichen Gründen eher zu hoch geschätzt haben, so schliesst seine Angabe doch die vermutete Wildgans aus, indem solche, je nach Art und Geschlecht, höchstens 2,5 bis 4,5 kg schwer werden²⁴.

Dagegen dürfte nun die Behauptung des Spiezer Pfarrers, dass es sich um einen *Schwan* handelt, zutreffen. Wenn er einen solchen auch kaum vorher in natura gesehen haben wird, so war ihm doch der Schwan schon aus der Bibel²⁵ und sicher auch aus der Mythologie bekannt²⁶. Abbildungen dürfte er aus heraldischen Darstellungen²⁷ oder Aushängeschildern von Wirtshäusern²⁸ und Apotheken²⁹ gekannt haben. Die Zoologie unterscheidet zwei Arten, den Höckerschwan und den Singeschwan³⁰, die hier in Betracht fallen können. Der *Höckerschwan* (*Cygnus olor*) dessen Gewicht 4,5 bis 20 kg erreichen kann³¹, ist der Ziervogel unserer Seen³², der damals schon auf Schloss- und Landgutweihern³³, so beim Wasserschloss Bottmigen (Baselland), gehalten wurde³⁴. Es ist jedoch sehr fraglich, ob er in unserem Lande je einheimisch vorkam; jedenfalls wurde die erste Schwanenkolonie erst um 1870 nach Thun verpflanzt³⁵. Der kleinere *Singschwan* (*Cygnus Cygnus*) dagegen, der nach Prof. Baumann ein Höchstgewicht von 8,7 kg erreicht³¹, ist der eigentliche Wildschwan unserer Gegend, welcher in strengen Wintern oder zu Zugzeiten vereinzelt oder in Gruppen auftritt³⁶. So dürfen wir wohl die von Pfarrer Stantz gemeldeten Vögel mit grosser Wahrscheinlichkeit als Singschwäne bezeichnen. Stantz betont in seinem Briefe die grosse

²⁴) Diese Gewichtsangabe, wie auch diejenigen für die Schwäne, vermittelte mir Herr Dr. W. Müller in Thun von Herrn Prof. Dr. F. Baumann, Bern; den beiden Herren sei an dieser Stelle bestens gedankt.

²⁵) 5. Buch Mose, 11. Kap., Vers 17.

²⁶) Zahlreiche Beispiele bei J. und W. Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. IX, Leipzig 1899 ff., S. 2205, und Carl Steiner: Die Tierwelt nach ihrer Stellung in Mythologie und Aberglauben ..., Gotha 1891, S. 251 ff.

²⁷) Vgl. D. L. Galbreath: Handbüchlein der Heraldik, Lausanne 1930, S. 109.

²⁸) Ein Gasthaus zum Schwanen gab es keines in Bern (H. Türlér: Bern, Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart, Bern o. J., S. 53), dagegen waren solche in der Ostschweiz und Süddeutschland häufig (F. Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. V, S. 1234).

²⁹) Auch eine Schwanenapotheke fehlte damals noch in Bern. Die heutige wurde erst 1873 eröffnet (B. Studer: Beiträge zur Geschichte der stadtbernerischen Apotheken, Bern 1895).

³⁰) Brehms Tierleben, Bd. 6, Leipzig und Wien 1911, S. 278.

³¹) S. oben, Anm. 24.

³²) Abb. im Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee 1943, S. 77.

³³) Colerus: Hausbuch (1680) zitiert bei J. und W. Grimm: Deutsches Wörterbuch, Bd. IX, Leipzig 1899 ff., S. 2203.

³⁴) W. Knopfli, a. a. O., S. 3330.

³⁵) Ebendort, S. 3331.

³⁶) Ebendort, S. 3316.

damals herrschende Kälte, was durch einen gleichzeitigen Bericht aus Bayern, wonach im selben sehr kalten Januar 1709 ganze Scharen von Schwänen auf dem Bodensee gesichtet worden seien³⁷, bestätigt wird.

Knochenreste des Wildschwanes fanden sich schon in den paläolithischen Schichten des Kesslerloches bei Thayngen³⁸ und dann wieder in den schweizerischen Pfahlbauten³⁹. Dass der Singschwan dem Menschen seit der vorgeschichtlichen Zeit bekannt war, zeigt die etymologische Herkunft seines Namens aus dem indogermanischen *svénô* «tönen, klingen»⁴⁰ und die Bedeutung, die dem Schwan in der germanischen Mythologie und Sagenwelt zukam⁴¹.

Da der Wildschwan in unseren Gegenden allgemein selten auftritt, dürfen wir seine Erwähnung in mittelalterlichen Urkunden, etwa im Zusammenhang mit einem Jagdfrevel, kaum erwarten⁴². Für die Umgebung von Thun nennt Hartmann einen Chronisten — vermutlich den Thuner Joh. Gottl. Schrämlı — der über das Auftreten von Schwänen erstmals im Jahre 1696, dann wieder 1740 berichtet⁴³. Unsere Briefstelle aus Spiez reiht sich hier zeitlich ein und es folgen dann für die Jahrzehnte um 1800 eine ganze Reihe von Beobachtungen von Schwänen auf dem Thuner- und 1815 auch auf dem Brienzersee, die jedoch in der aufgeführten zoologischen Literatur bereits verwertet worden sind⁴⁴.

Alfred Schaetzle

37) Jäckel (1891), zitiert bei Knopfli, a. a. O., S. 3319.

38) Hugo Obermaier: *Der Mensch der Vorzeit*, Berlin etc. [1912], S. 261. — Auf eine jungpaläolithische Zeichnung eines Schwans aus der Höhle von Courdan (Pyrenäen) verweist W. U. Guyan in der Zeitschrift für Schweiz. Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 6, 1944, S. 80. — Umstritten ist die «Statuette eines dreiköpfigen Schwans» von Mas d'Azil. Moritz Hoernes: *Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa*, Wien 1925³, S. 140.

39) Jakob Heierli: *Urgeschichte der Schweiz*, Zürich 1901, S. 125 (Robenhäusen). — Th. Ischer: *Die Pfahlbauten des Bielersees*, Biel 1920, S. 51.

40) J. und W. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. IX, Leipzig 1899ff., S. 2202.

41) S. oben Anm. 26. — Zahlreiche Hinweise finden sich auch im Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens, Bd. VII, Berlin und Leipzig 1935, Spalte 1402 ff.

42) Zitate aus dem «Vogelbuoch . . .» des Conrad Gessner, deutsche Ausgabe von Rud. Heüsslin, Zürich 1557, finden sich im Schweiz. Idiotikon, Bd. IX, Frauenfeld 1929, Sp. 1880.

43) Herrmann Hartmann: *Berner Oberland in Sage und Geschichte*, Bd. II, Das grosse Landbuch, Interlaken 1915, S. 120.

44) S. oben Anm. 2.

Die neue, kantonale Schnitzlerschule in Brienz

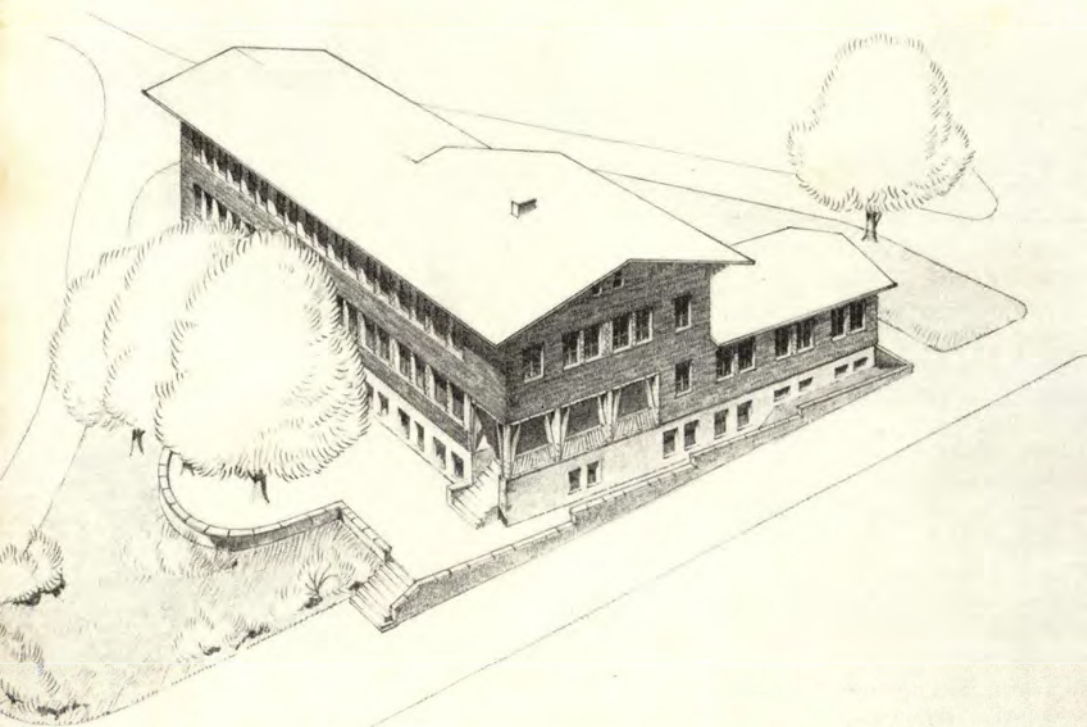
Über die Geschichte der Schnitzlerschule von ihren Anfängen bis in die Gegenwart berichten aufschlussreiche Schriften wie «Das bernische Schnitzlergewerbe» von E. Jeangros und «50 Jahre Schnitzlerschule 1884—1934» von Kuno Christen. Die im Jahre 1884 auf Initiative aufgeschlossener Männer vom Schnitzlerverein gegründete Schule ist im Jahre 1928 vom Staat übernommen und dem Kant. Gewerbemuseum, heute dem Kant. Amt für Gewerbeförderung, angegliedert worden. Mit dieser Übernahme fiel dem Staate Bern auch das 1897 erstellte Schulgebäude zu, das in seiner äusseren Hässlichkeit immer mehr als eine peinliche Verunstaltung des harmonischen Dorfbildes empfunden wird.

Das alte Haus dient auch den Anforderungen der Schule nicht mehr. Der heutige Arbeitsraum reicht knapp für 15 Lehrlinge aus, es fehlt an Räumen für Zeichnen und Modellieren, die Räume für Vorsteher, Fachlehrer und Ausstellungen sind ungenügend. Für die Unterbringung der Kanzlei und der Bibliothek ist nur unzulänglich Platz vorhanden. Der lotterig gewordene Bau verunmöglicht eine genügende und rationelle Beheizung. Auch die sanitären Anlagen sind unhaltbar. Die Leitung der Schnitzlerschule und die vorgesetzten Behörden suchten seit Jahren nach einer Lösung, um diese Mängel zu beheben. Um die erfreuliche Entwicklung des Schnitzlergewerbes und der Schule wirksam zu fördern, benötigt die Schule Räumlichkeiten zur Ausbildung eines Nachwuchses von 25 bis 30 Schülern.

Im Einvernehmen mit der Kant. Direktion des Innern, der die Schule untersteht, und der Direktion des Gewerbemuseums, wurde eine Umgestaltung und Erweiterung des alten Gebäudes geprüft. Da der Kostenaufwand in keinem Verhältnis zu den Verbesserungen stand, wurde dieses Projekt fallen gelassen. Ein Neubau blieb die einzige zweckmässige Lösung. Im Verlauf eines vollen Jahrzehntes befassten sich die zuständigen Behörden, der Reihe nach die Direktoren der Kant. Direktion des



Brienz: Die alte Schnitzerschule



Brienz: Die neue Schnitzerschule

Innern, die Regierungsräte Joss, von Steiger und Gafner, sowie die Baudirektoren Grimm, Reinhard und Brawand mit dieser Bauaufgabe. Die Standortfrage spielte eine wesentliche Rolle, wie auch das Bestreben, mit der Erstellung des Neubaus einen Unterbruch des Schulbetriebes zu vermeiden. Es wurde deshalb nach einem Bauplatz ausserhalb des bisherigen Schulareals gesucht. Es kamen in Frage ein Neubau am Quai, auf der Pfrundmatte oder oberhalb des Dorfes in einem Bereich, wo es an Zufahrtsstrassen noch fehlt. Gegen die Überbauung der Pfrundmatte wurden Einwendungen erhoben vom Uferschutzverband und der Heimatschutzvereinigung. Von der Ortsbevölkerung wurde ein Standort gewünscht, der den Fremdenverkehr und die Besucher der Schule vom Bahnhof durch die Haupt- und Geschäftsstrasse (Staatsstrasse) führt. Das Standortproblem wurde dadurch äusserst kompliziert und führte zu jahrelangen Verhandlungen mit den Ortsbehörden. Als einziger und letzter Ausweg blieb nur noch die Erstellung eines Neubaus am Platz der alten Schule unter Einbezug des angrenzenden Areals des alten, baufälligen Kirchgemeindehauses. Zu einer solchen Lösung, die den berechtigten Wünschen der Geschäftswelt an der Haupt- und Staatsstrasse entgegen kommt, bot die Gemeinde Brienz Hand und durch Gemeindebeschluss vom 5. Juli 1947, 50 Jahre nach Erstellung des alten Schulgebäudes, wurde dieser Lösung zugestimmt.

Neben der Standortfrage beschäftigte alle am Neubau interessierten Kreise die bauliche Gestaltung des Schulhauses. Massives Mauerwerk kam nicht in Frage. Der Bau sollte, damit er sich harmonisch ins Ortsbild einfüge, in Holz erstellt werden. Meinungsverschiedenheiten stellten sich ein, ob einem Ständerbau, verkleidet mit gespaltenen Holzschindeln, oder dem Fleckwandbau der Vorzug zu geben sei. Für den Ständerbau spricht das stabile Gefüge seiner Konstruktionselemente, gegen diese Bauweise dagegen die in Brienz nicht heimische Schindelverkleidung. Für den Fleckwandbau spricht der für Brienz bodenständige Charakter, dagegen hat er den Nachteil des labilen Gefüges, unliebsamer Auswirkungen des «Satzes» durch Abdorren der Flecklinge und schädlicher Druckwirkungen auf vertikal geführte Rohrleitungen für Wasser und Zentralheizung.

Der Fleckwandbau in Abmessungen, wie sie die neue Schnitzerschule verlangt, ist soviel bekannt, noch nicht angewendet worden. Er verlangt für ein so grosses Gebäude mit seinen Anforderungen an Be-

lichtung, Heizung und Hygiene, grösste Aufmerksamkeit in der Anordnung der Konstruktionen. Soweit möglich, muss den nachteiligen Auswirkungen des «Satzes» vorgebeugt werden. Der fertig erstellte Bau zwingt noch auf Jahre hinaus zu ständiger Beobachtung seiner Bewegungen und zur Vornahme von Nacharbeiten. Der Laie mag daraus ersehen, dass eine Bauart aus alter Zeit mit ihrer bescheidenen, anspruchslosen Wohnweise nicht ohne eine gewisse Vergewaltigung und Nachteile auf einen Gegenwartsbau mit seinen vielfältigen, neuzeitlichen Ansprüchen übertragen werden kann. Ein gründliches Planstudium hat gezeigt, dass den mannigfachen Mängeln dieser Bauweise für ein so grosses Gebäude unmöglich nach allen Seiten wirksam begegnet werden kann, dass ein Fleckwandbau nur ein ständiges Sorgenkind des Staates würde. So sah sich die Kantonale Baudirektion, im Einvernehmen mit dem Projektverfasser gezwungen, über die anfänglichen Wünsche der Brienzer Bevölkerung hinweg, sich für den Ständerbau und Verkleidung der Fassaden mit Schuppenschalung oder gespaltenen Schindeln, zu entschliessen.

Das neue Schulgebäude ist bestimmt zur Aufnahme von 25—30 Schülern der Schnitzlerschule und von ca. 8 Schülern der Geigenbauerschule. Es erstreckt sich, winkelrecht zur Schleegasse, in Ost-West-Richtung über den dreieckförmigen Bauplatz. Die alte Schule und das Kirchgemeindehaus werden abgebrochen. Die Schüler der Schnitzlerschule müssen bis zur Fertigstellung des Neubaues in provisorischen Werkstätten untergebracht werden. Das gegen die Oberdorfstrasse freiliegende Gelände sichert den Wohnhäusern daselbst reichlichen Bauabstand und volle Besonnung. Das südlich des Neubaues verbleibende Areal wird zu einer Grünanlage mit schattiger Terrasse für die Schüler gestaltet. Vorhandene Bäume werden in diese Anlage einbezogen. Die Kirchgasse erfährt teilweise eine Verschiebung gegen die Pfrundmatte, um dem Neubau Platz zu machen. Der Hauptzugang zur Schule erfolgt, wie bisher, von der Staatsstrasse her, am Pfarrhaus vorbei. Der Bau erhält eine einfache, langgestreckte Gliederung mit einem Quergiebel als Akzent über dem Haupteingang und einem eingeschossigen Anbau gegen die Schleegasse, alles in gut abgewogenen Baukörpern gestaltet. Der Unterbau wird in verputztem Mauerwerk erstellt, der zweigeschossige Oberbau in Holz. Ein weitausladendes Ziegeldach schützt das Haus vor Witterungseinflüssen.

Es enthält im massiven, zum Teil frei über dem Terrain liegenden Unterbau einen gemeinsamen Aufenthaltsraum und Garderoben für die Schüler, die Werkstätten, das Lehrerzimmer und Sammlungsraum für die Geigenbauschule. Hier sind auch untergebracht der Modellier- und Giessraum, sowie ein Beizraum, ein Packraum und die Modellsammlung für die Schnitzlerschule. Im Untergeschoss wird auch die Zentralheizungsanlage installiert. Die beiden Obergeschosse dienen ganz der Schnitzlerschule und enthalten die Schnitzler- und Zeichensäle, die Kanzlei, die Bibliothek und die Sammlung. Am Haupteingang des Erdgeschosses liegt auf der einen Seite der Raum für den Werkführer, auf der andern Seite, im eingeschossigen Anbau, ein geräumiger Ausstellungssaal. In allen Stockwerken befinden sich W. C.-Anlagen. Der Dachstock dient der Lagerung von Werkholz und der Lehrgangsarbeiten der Schnitzlerschüler. Alle Stockwerke sind durch eine feuersichere Treppe verbunden, sie mündet in ebenfalls feuersicher erstellte Vorhallen. So dienen diese und das Treppenhaus bei Brandgefahr als sicherer Fluchtweg.

Der Bau erfordert einen Kostenaufwand von rund Fr. 740 000.— ohne Mobiliar. Die Zimmer- und Schreinerarbeiten, die zur Hauptsache von ortsansässigen Handwerkern auszuführen sind, werden allein zirka Fr. 260 000.— betragen. Handwerk und Gewerbe von Brienz und Umgebung erhält durch den Neubau willkommene Arbeit und Verdienst.

In weitsichtiger Weise haben die Kant. Volkswirtschaftsdirektion und die Kant. Baudirektion und schliesslich der Grosse Rat der Erstellung dieses notwendigen Neubaues zugestimmt. Damit haben langjährige, zähe Bemühungen, Ausdauer und Geduld, sowie vielfältiges Projektieren zum Erfolg geführt, für den, neben seinen Vorgängern dem Direktor der Volkswirtschaftsdirektion, Herrn Regierungsrat Dr. Gafner und Herrn Regierungsrat Brawand, Kant. Baudirektor, der Dank der Öffentlichkeit gebührt. Der Neubau wird mit seiner bodenständigen Bauweise geeignet sein, zur Verschönerung des Dorfbildes ein Wesentliches beizutragen.

Hans Klauser, Architekt BSA., SIA., Bern

Neue Mitglieder 1948

C) Einzelmitglieder mit Jahresbeitrag (mindestens Fr. 3.—)

Abplanalp H., Posthalter, Merligen
 Aeberhard A., a. Pfarrer, Steffisburg-Station
 Anderegg Hs., elektrische Anlagen, Spiez
 Bichsel G. Dr., Apotheker, Interlaken
 Fischer Willi, Weinhändler, Interlaken
 Frutiger Chr., Architekt, Traubenweg 9, Küsnacht (ZH)
 Gurtner H., Lehrer, Oberwil i. S.
 Haupt P., Verleger, Bern, Falkenplatz 14
 Huber O., Ingenieur, Sitten
 Laubacher K., Niederried a. Br.
 Minder W., Ingenieur, Interlaken
 Portmann Hs., Baumeister, Hilterfingen
 Zahn-Büchi Willi, Chemiker, Niederried
 Zimmermann H., Grossrat, Unterseen
 Zwahlen Ad., Posthalter, Interlaken

D) Einzelmitglieder mit einmaligem Beitrag (mindestens Fr. 30.—)

Blatter W., Architekt, Interlaken
 Glaus Alfr., Kunstmaler, Thun, Magnolienweg 1
 Häni Max, Notar, Interlaken
 Lehner F., Grossrat, Thun

Mitgliederbestand

A. Einwohnergemeinden	17
B. Korporationen und Gesellschaften .	32
C. Einzelmitglieder mit Jahresbeitrag .	203
D. Einzelmitglieder mit einmaligem Beitrag	91
	<hr/>
	343

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Jahresbericht 1948	3
W. Adrian	
Alfred Glaus, ein Maler der Alpen	13
A. Bodmer, Ing. SIA.	
Nächstliegende Aufgaben und Hauptziel der Regionalplanung im Kanton Bern	22
R. Grimm, Dir. BLS.	
Die Schifffahrt auf dem Thuner- und Brienersee	38
H. G. Keller	
Die Chartreuse. Das Schicksal eines bernischen Landsitzes	48
F. Knuchel	
Geheimnisvoller Beatenberg	55
A. Schaetzle	
Wildschwäne auf dem Thunersee	71
H. Klauser, Arch. BSA./SIA.	
Die neue, kantonale Schnitzerschule in Brienz	76
Neue Mitglieder, Mitgliederbestand 1948	80

